No. 48. Jahrgang IV. Allgemeine Berlin, 29. November 1895.

Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post, unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Zur Volkszählung am 2. Dezember.

Von Rabbiner W. Reich in Baden.

Es ist wohl eigentümlich, jedoch nicht minder wahr, daß fast jede moderne gesetzliche Einrichtung, die als eine Errungenschaft der Neuzeit hochgepriesen wird, sich wenigstens in ihren Spuren schon, mehr oder minder ansgebildet, bei den alten Hebräern und ihren späteren staatlichen Vorkehrungen vorfindet.

Es ist „nicht ohne", das Geschrei der Antisemiten, daß die moderne Welt „verjudet" sei. Sie ist es von der Religion angefangen bis zu den Idealen der Zukunftsträumer, von der staatlichen Kulturspitze bis zu der gemeingiltigen Arbeitseinteilung. Ja die moderne Welt ist „verjudet"; vom Scheitel bis zur Zehe von semitischen Blutkügelchen durchzogen, wenn auch die übergroße Zahl der zivilisierten Menschheit arischer Abstammung sein sollte. Sie ist es; der Gott, der angebetet wird, die Krone, die mit dem Salböl geweiht, die Kirche mit ihren Festen und auch der Staat mit seinen Einrichtungen.

Die allgemeine Volksbewaffnung von 20 Jahren aufwärts, sie findet sich zu allererst in der Bibel; der gesetzliche Ruhetag in der Woche, im Dekalog; die achtjährige obligate Schulpflicht — mit einer kleinen Abänderung von 5 bis 13 Jahren — am allerfrühesten in der Mischna; die Wohlthätigkeit, die zur Pflicht gemacht wird, oder mit anderen Worten: die obligate Armensteuer, in den mannigfachsten Anordnungen von Bibel und Talmud; die sozialen Bestrebungen in ihrer Widersetzung gegen die Anhäufung von Besitz, sind in den Verordnungen über Erlaß- und Jubeljahre im Kerne schon vorhanden.

Die modernste Wissenschaft ist nun die Statistik, die spielt heutzutage eine große Rolle. In unserer Zeit wird alles gezählt und berechnet. Geburten, Sterbefälle, Schulbesuch, Handel, Verkehr, Bildung, Wohlthätigkeitsanstalten, Berufsarten, Naturerzeugnisse, die Zahlen werden zusammengestellt, geordnet, verglichen, um aus denselben die geheimnisvollen Gesetze der schweigenden Natur abzulauschen, nach denen sich die Länder und Völker, die Staaten und Stämme bilden und erhalten, auflösen oder zu Grunde gehen.

In der Volkszählung findet die Statistik ihr bestes Instrument und auch diese ist — semitisch.

„Zehnmal wurde Israel gezählt", lautet eine jüdische Tradition. „Bei seinem Einzuge in Egypten, bei seinem Auszuge, bei der allgemeinen Musterung in der Wüste, bei der Lagerordnung nach seinen Fahnen, von Josua bei der Teilung des Landes, zweimal bei Saul, einmal bei David, bei der Rückkehr aus Babylon von Esra, und einmal wird es einst in Zukunft gezählt werden".

Wir Juden haben uns übrigens über den Mangel einer Volkszählung selbst bis in die neueste Zeit hinein nicht zu beklagen; wenn wir uns nicht zählen, so zählen uns desto aufmerksamer unsere Gegner. Die Resulsate der Statistik sind oft genug in korrumpierter Weise als Kampfmittel gegen uns ausgebeutet worden. Zahlen sprechen und imponieren, und es ist dem Laien schwer den richtigen Einblick zu gewinnen, wie sie sich zusammenfügen, in den Urgrund ihrer Entwickelung mit Verständnis einzudringen.

Mit Statistik wurde schon lange gegen uns operiert, mit derselben wurden wir als wissenschaftliches Objekt, nach unseren Eigenschaften und Eigenarten zerlegt, zerfasert, zergliedert, da wurden statistische Beweise erbracht, daß bei uns die Sterbefälle weniger, die Geburten mehr, die Ehen häufiger, die Lehranstalten frequentierter seien, als bei anderen Völkern, Vorwürfe, die doch nicht auf Laster zurückzuführen sind, sondern auf stetige uralte Kulturarbeit und Sittenstrenge. Doch werden sie künstlich zugestutzt zu politischen und sozialen Spitzhaken, die, als Bedrohung der Mitbewohner, Gefährdung des allgemeinen Volkswohles, Verdrängung und Verschiebung der natürlichen Verhältnisse dargestellt werden, um den Haß zu erwecken, den Neid zu stacheln, die Habsucht zu entzünden.

„Dies ist einer von uns, dies ist ein Fremder!" So sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein einziges Haus.

So sprach ein Dichter, der Geistlicher und Deutscher war, aber in der humanistischen Zeit lebte. Das Wohlbefinden des Einen muß deßhalb noch nicht das Mißbehagen des Andern hervorrufen; die Austreibungen der rührigen Juden haben immer noch dem eigenen Lande den Todesstoß gegeben — so Spanien; die Toleranz gegen die Juden noch

immer dem Staate, der sie walten ließ, ein allgemeines Wohlbefinden gebracht — so Holland. Das sind lebende Zeugen der Geschichte.

Die menschliche Gesellschaft ist eine zusammenhängende Kette, ob die einzelnen Glieder aus diesem oder jenem Erzschachte gegraben, die Festigkeit des einen Gliedes kommt unmittelbar auch dem andern zugute und die Lockerung eines einzigen Ringes muß unwillkürlich den Zusammenhang des Ganzen gefährden. Wenn auf der einen Seite alles Recht, auf der andern alles Unrecht gesucht wird, kann nur ein Zerrbild entstehen, dauernd kann ein solches sich nicht erhalten, wenn noch so viele künstliche Mittel angewendet werden. Dieses vieltausendjährige Unrecht, welches an Israel verbrochen wurde, hat es doch nicht um's Leben bringen können.

Was lehrt uns doch die statistische Zusammenstellung der Zahlen, die vom jüdischen Volke, seit dem Beginne seiner Entwicklung bis heute bekannt ist? Sie lehrt uns mit sprechenden Ziffern, daß nicht diese, nicht die Menge, sondern die feste Zusammengehörigkeit, die innige Gemeinschaftlichkeit, der Volksgeist, die unverwüstliche Kraft bilden.

Beginnen wir mit den Zahlen, die die jüdische Geschichte uns bietet:

Siebzig Personen stark zogen unsere Väter nach Egypten, nach wenigen hundert Jahren waren sie den Sternen gleich an Menge, 600 000 waffenfähige Männer — eine beiläufige Zahl von zweieinhalb Millionen, trotzdem sie unmenschlich geknechtet worden sind. Zur Zeit Davids, also wieder einige hundert Jahre später, zählten sie 1 300 000 Männer, beiläufig siebeneinhalb Millionen, trotz der unaufhörlichen aufreibenden Kämpfe, die sie zu bestehen hatten. Die zehn Stämme wurden nach fast zweieinhalb Jahrhunderten von den Assyrern weggeführt, bei der ersten Zerstörung Jerusalems, die anderthalb Jahrhunderte nachher erfolgte, Massen getötet, aus Babylon kehrten nur noch wenige zurück; im Kampfe gegen die Syrer starben dann Tausende den Heldentod, Unzählige kamen um im Dienste Alexanders und Cäsars, viele wurden zerstreut in den römischen und griechischen Provinzen — und doch zählte man unter König Agrippa zwei Millionen, die das Passahfest in Jerusalem feierten, und die Provinz Galiläa allein hatte im Kampf gegen Titus, nach dem Referat des Josephus, eine Bevölkerung von dreieinhalb Millionen. Wie viele Millionen mußten da noch auswärts leben!

Bei der zweiten Zerstörung Jerusalems allein verloren eine Million Juden das Leben, 900 000 wurden weggeführt, bei Bethar kamen 600 000 Menschen um; dann erst die Blutgelage, die sich die Völker mit den Juden machten, bei den bekannten frommen Zügen ins Morgenland, bei der schwarzen Pest, bei der Völkerwanderung, bei der Austreibung aus Spanien, bei den Verfolgungen in Deutschland, den vielen Metzeleien in einzelnen Städten und trotz der vielen Einschränkungen in Luft, Licht, Verkehr und Lebensweise zählt Israel wenigstens nach den bekannt gewordenen Zahlen 7 bis 8 Millionen auf Erden und überall ist der Jude zu Hause und überall wird über ihn als wichtigen Faktor verhandelt.

Es ist dies eine einzig dastehende Thatsache unter den Völkern in der Geschichte, die nicht genug wiederholt werden kann, dem Israeliten zur Ermutigung, dessen Feinden zur Entmutigung.

Diese Statistik, die wir uns machen, diese Volkszählung, die wir unter uns vornehmen, lehrt uns, daß nicht die Zahl, nicht die Menge die Kraft eines Volkes ausmachen, sondern der Geist, der es beseelt. Diesen Geist uns zu erhalten, den echt semitischen, der mit jedem Fortschritte der Zeit sympathisiert, jede Reaktion verpönt, mit keinem Nationalgotte paktiert, und die Erde als eine Welt betrachtet, die in ihrem Ganzen zusammenhängt und nicht bestimmt ist, in Kerkerzellen eingeteilt zu werden, nach den altertümlichen heidnischen Spezialgottheiten; den Geist, der jedem Individuum seine freie Entwicklung, jeder Nation ihre vorzügliche Eigentümlichkeit der Sprache und Sitte, aber auch der ganzen Menschheit ihre innige Zusammengehörigkeit erhält, diesen wollen wir in uns weiter hegen, pflegen, warten und erhalten, wie immer auch die Resultate der Volkszählungen sich darstellen sollten, in ihren Bewegungen und Schwankungen nach Innen und nach Außen.

Die Volkszählungen sind — wie wir gesehen haben — in ihrem Ursprunge semitisch, gleich so vielen anderen, modernen Einrichtungen der Zeit, und auch ihre Resultate können nur diesem menschenfreundlichen semitischen Geiste zu statten kommen, der die Menschheit zusammenschließt, einigt, verbindet, nicht aber trennt und scheidet!

Die jüdischen Lehrerinnen an den Gemeindeschulen Berlins.

Von Volksschullehrer L. Weinberg, Bodenfelde.

Eigentlich hätte die Ueberschrift lauten müssen: Die Berliner Gemeindelehrerinnen jüdischen Glaubens. Denn in der gebräuchlichen Sprachweise verstehen wir unter jüdischem Lehrer einen solchen, der an einer jüdischen Schule angestellt ist, mindestens aber einer solchen, der auch jüdischen Religionsunterricht erteilt. Zum allermindesten aber ist ein jüdischer Lehrer ein solcher, der die Qualifikation zur Erteilung des jüdischen Religionsunterrichts besitzt. Ich hege die Vermutung, daß keine dieser Bedingungen von den in Frage kommenden Lehrerinnen erfüllt wird. Was man lehren will, muß man zunächst selbst gelernt haben, und man muß sich über das erlangte Wissen auszuweisen vermögen. Die Bildungs-Anstalten für Lehrerinnen mögen ein sehr umfassendes Wissen und Können geben — für jüdischen Religionsunterricht bereiten sie nicht vor. Wie ist es aber mit der Qualifikation für die sonstige Unterrichtserteilung?

Nach der Verfügung des Brandenburger Provinzial-Schulkollegiums sollen Lehrerinnen jüdischen Glaubens fortan nicht mehr in Deutsch, Litteratur und Aufsatz sowie in Geschichte unterrichten. Die nominelle Befähigung haben sie durch die Prüfung erlangt, die Berechtigung durch die Anstellung. Was berechtigt nun das Pr.-Sch.-K. zu der einschneidenden Verfügung? Ich kann zunächst nur der Ansicht Raum geben, daß die Verfügung zu Unrecht erlassen ist, und meines Erachtens hätten berufene Männer diese Ansicht verfechten müssen und nicht ein so einschneidendes Unrecht, durch welches die Ehre von Lehrerinnen unverdienter Weise gekränkt ist, stillschweigend hinnehmen dürfen.

Ich will mich jedoch einmal in die Seele des Pr.-Sch.-K. hineindenken. Es ist klar, daß hier antisemitische Anschauungen unterlaufen. Ein jüdischer Lehrer soll einfach nicht geeignet sein, Nichtjuden in Deutsch und Geschichte zu unterrichten. Welchen Wert hat dann aber die durch das Examen erlangte Qualifikation? Hat dann das erlangte Prädikat der

Lehrbefähigung überhaupt noch Wert? Ihr Lehrer und Lehrerinnen, die Ihr ein nichtjüdisches Seminar besucht habt, vergegenwärtigt Euch einmal, daß das in Eurem Zeugnis vermerkte Prädikat der Lehrbefähigung eine Unwahrheit ist. Vergegenwärtigt Euch, daß Ihr nur befähigt sein sollt, nur jüdische Schüler zu unterrichten; daß man aber gern sieht, wenn Ihr diese Qualifikation in nichtjüdischen Anstalten erlangt, daß man auch ganz gern den jüdischen Schülern die Rolle des plebs misera et contribuens zuweist! Vergegenwärtigt Euch, Ihr Juden, daß man Euch die Rolle des ewigen Schülers zugedacht, daß Ihr wohl von Nichtjuden lernen, aber sie beileibe nicht lehren dürft. Ihr werdet niemals volle Deutsche sein! So wie Ihr Euch anschickt, Deutsch zu lehren, so verfälscht Ihr das Deutschtum; wollet Ihr einigermaßen Deutsch sein, so müßt Ihr Euer Deutschtum fortwährend von nichtjüdischen Anstalten, von nichtjüdischen Lehrern beziehen. Ich kann mir eine größere Beleidigung des Judentums gar nicht denken!

Welche Bedenken mögen nun maßgebend gewesen sein? Ich las in den Zeitungen von Berliner Volksversammlungen, in welchen christliche Lehrer das große Wort führten, die gar zu gern Deutschtum und Christentum identifizieren möchten. Die Lehrbücher sollen konfessionell gefärbt sein. Allein diese Verquickung das Konfessionellen mit dem Sprachlichen und Nationalen bedeutet einen Niedergang der Kultur. Es kommt bei dieser Verquickung weder das Religiöse, noch das Sprachlich-Nationale zu seinem Rechte! — Ich bestreite gleichfalls, daß es erforderlich, ja daß es förderlich sei, Geschichte vom konfessionellen Standtpunkte zu lehren. Worauf läuft denn das Konfessionelle hinaus? Kein Lehrer wird bei der Geschichte der Reformation eine ausführliche theologische Beleuchtung der Streitpunkte geben können. Der protestantische Lehrer wird die Bedeutung der Kirche, insbesondere der Hierarchie anders auffassen, als der katholische. Der protestantische Lehrer wird die Giltigkeit des Ablasses verneinen, der katholische bejahen. Das ist alles! Wird man im Geschichtsunterrichte auch eine gründliche theologische Erörterung der streitigen Religionslehren vernehmen? Das gehört doch in den Religionsunterricht. Bei der Geschichte der Religionskriege, des 30jährigen Krieges wird der protestantische Lehrer sich über die Siege der Protestanten freuen, der katholische über die der Katholiken. Dieses Vergnügen kann ihnen ungeschmälert bleiben, aber das ist doch noch nicht eine konfessionelle Färbung der Geschichte.

Der jüdische Lehrer wird sich neutral halten. Daß man auch den Nichtangehörigen der eigenen Konfession gerecht werden kann, lehrt Wetters Weltgeschichte. Im übrigen erheischt es gerade die historische Wahrheit, anzuerkennen, daß die Parteinahme der geschichtlichen Größen vielfach nicht von konfessionellen, sondern vom politischen Interesse diktiert war. Ludwig XIV., der im eigenen Lande die Protestanten verfolgte, nahm für die Protestanten Deutschlands Partei, bewogen durch den Kardinal Richelieu.

Möchten doch die Israeliter inne werden, wohinaus diese reaktionäre Schulpolitik will. Möchten sich doch die jüdischen Lehrer vereinigen, um ihre Interessen wahrzunehmen, und möchten doch die jüdischen Lehrerinnen sich dieser Vereinigung, dem allgemeinen D. J. L. V. anschließen!

Was sagt der Nachtwächter?

Man schreibt uns:

Die Nachtwächter Berlins wurden vor einiger Zeit entlassen, weil Schutzleute ihren Dienst verrichten sollen. Sie haben die Kommune auf Weiterzahlung ihres Gehalts verklagt, sind aber in allen Instanzen abgewiesen worden. Der höchste Gerichtshof hat ihnen jedoch angedeutet, daß sie ihre Ansprüche gegen den Fiskus geltend machen sollen. Wenn diese hohe Behörde unaufgefordert Rat erteilt hat, so ist sie wohl von der Erwägung ausgegangen, daß es nicht nur gesetzliche, sondern auch moralische Pflicht sei Staats- und Gemeindebeamte dauernd, bez. lebenslänglich anzustellen und ihnen somit, so lange sie sich keiner groben Pflichtverletzung schuldig machen, ihre Zukunft zu sichern. Von den meisten Beamten wird gefordert, daß sie ihrer Stellung entsprechend standesgemäß leben, ihr Einkommen ist aber fast immer nur so bemessen, daß sie in diesem Falle nicht in der Lage sind durch Ansammeln von Ersparnissen für ihre und der Ihrigen Zukunft zu sorgen. Soll ihre Berufsfreudigkeit, ihre Gewissenhaftigkeit und ihr Ansehen nach außen durch diese Unsicherheit nicht erschüttert werden, so müssen sie die feste und gesicherte Anstellung als Gegenleistung erhalten, und darum ist feste Anstellung bei Staats- und Gemeindebeamten in Deutschland Gesetz und Regel.

Eine Ausnahme von dieser Regel bilden die meisten Beamten der jüd. Gemeinden in Deutschland. Wohl ist das Einkommen dieser Beamten fast ausnahmslos nur ein solches, daß auch sie von demselben kaum Ersparnisse machen können, nichtsdestoweniger fehlt die lebenslängliche, pensionsberechtigte Anstellung. Es machen die Gemeinden geltend, ihr Bestand und ihre Leistungsfähigkeit sei nicht gesichert, weil viele, und zumeist die reichsten Gemeindemitglieder dem Zuge nach den Großstädten folgen. Nach dem Gesagten müßte man folgern, daß die jüd. Gemeinde Berlin, die sich nicht allein für die erste, sondern auch für die Mustergemeinde Deutschlands hält, eine Ausnahme von dieser unrühmlichen Regel machen müßte, denn ihr Bestand ist gesichert, ihre Leistungsfähigkeit wächst stetig durch Zuzug der reichsten Mitglieder aus den Provinzen. Eine Notiz eines Berliner Blattes verrät jedoch, daß dies keineswegs der Fall ist, denn dieser Notiz gemäß ist in der vorwöchentlichen geheimen Sitzung der Repräsentanten dort der Kontrakt zweier Rabbiner auf fünf Jahre verlängert worden.

Entspricht eine solche Kontraktsverlängerung der Würde einer Berliner Gemeinde? Als der Rabbinatssitz in München verwaist war, da hat man um diese Stelle keinen Wettbewerb eröffnet, sondern wie in guter alter Zeit, in der man die Religion und darum auch ihre Vertreter geachtet, eine bewährte Kraft ausgesucht und diese sofort lebenslänglich angestellt. Wenn eine Gemeinde einen jungen, im Amte noch unerprobten Theologen auf Zeit anstellt, oder wenn eine Großgemeinde mit der dauernden Anstellung zögert bis der Berufene seine Befähigung auch für den erweiterten Wirkungskreis bewährt, ist dies teilweise zu entschuldigen, sonst muß man glauben ein omnipotenter Vorstand will seinen Beamtenkörper, (ein Rabbinat existiert ja bekanntlich nicht in Berlin) in steter Abhängigkeit erhalten, damit er ja und ja nicht wage, je eine selbständige Ansicht zu äußern. Jeder Berliner Nachtwächter wird also mit Recht sagen können: Gelobt seiest Du, Gott, daß ich nicht Rabbiner in Berlin bin.

S. N.-Z.

Der König von Rumänien und die Juden.

m. Bukarest, 24. November.

Einige interessante Vorfälle ereigneten sich während eines Besuchs, den der König und die Königin von Rumänien jüngst in Konstantza, der Hauptstadt der Dobrudscha (am Schwarzen Meere), machten; es zeigte sich, daß der König persönlich den Juden wohlgesinnt ist, obwohl er als Konstitutioneller Monarch nicht imstande ist, auf seine Minister und auf das Parlament einen Druck auszuüben, damit sie seinen persönlichen Gefühlen legislative Wirkung verleihen. Da der Besuch in Konstantza einen offiziellen Charakter hatte, machten Abordnungen aller Nationalitäten und Glaubensgemeinschaften dem Königpaare ihre Aufwartung. Die Juden wurden vertreten durch die Herren Rodnes, Harzan und Bujes, die den Majestäten eine Adresse überreichten, in welcher die Treue und die Ergebenheit der Juden gegen die Krone und das Land betont wurden. Der König schien durch die von der jüdischen Abordnung zum Ausdruck gebrachten warmen und aufrichtigen Gefühle tief gerührt zu sein und nachdem er ihnen offiziell seinen herzlichen Dank ausgesprochen hatte, zog er jeden der drei Herren in ein Gespräch. Auch die Königin und der Kronprinz plauderten leutselig mit den Mitgliedern der Deputation.

Die ostentative Freundlichkeit des Königs und der Königin gegen die jüdische Abordnung scheint einigen hohen Persönlichkeiten in der Umgebung der Majestäten nicht gefallen zu haben, denn als der König an demselben Tage die Gotteshäuser aller Glaubensgemeinschaften besuchte, wurde er nicht nach der Synagoge geführt, obwohl dieser Besuch auf dem Progamm stand, auch wurden Juden zu dem den Majestäten gegebenen Festmahle nicht eingeladen, obwohl die Namen mehrerer Juden sich auf der vom Präfekten aufgestellten Liste befanden. Diese Thatsachen gelangten zur Kenntnis des Hofes, der offen seine Mißbilligung aussprach, und die Königin lud, um ihre Ansicht über die den Juden widerfahrene Geringschätzung kundzugeben, die Frauen der drei bereits erwähnten jüdischen Herren ein, mit ihr den Abend zu verbringen.

Im Laufe der Unterhaltung lobte die Königin die Mildherzigkeit und Wohlthätigkeit der jüdischen Frauen und die in jüdischen Häusern herrschende hohe Sittlichkeit. Am folgenden Tage baten die Mitglieder des Konstanza-Zweiges der großen Vereinigung eingeborener Juden (d. i. eine Vereinigung, die ausschließlich aus jungen rumänischen Juden besteht, die früher Soldaten im Heere waren und nun in der Reserve sind) den König um die Erlaubnis, ihm eine Abordnung senden zu dürfen. Der König ging aber noch weiter; er that zu wissen, daß er den ganzen Verein empfangen wollte. Herr Joseph Berkowitz, der als Sprecher wirkte, benachrichtete den Monarchen, daß einige von den Mitgliedern abwesend seien, da sie an den Manövern teilnehmen müßten. Diese Mitteilung befriedigte den König außerordentlich, und er drückte seine Zufriedenheit in einer Weise aus, daß die Juden stolz sein durften. Der König und die Königin unterhielten sich darauf längere Zeit mit den jüdischen Soldaten, die bevor sie sich entfernten, dem Könige die Beschwerden der Judenschaft gegen die Regierung und die Legislatur ausdrückten.

Der König erwiderte mit scharfer Betonung: „Sie sind Rumänen!“ — eine Qualifikation, die bekanntlich vom Staat der 200,000 in Rumänien geborenen Juden rundweg abgestritten wird. Der huldvolle Empfang, der das Königspaar dem Vereine zu teil werden ließ, hat in Konstantza einen tiefen Eindruck hervorgerufen, zumal er der einzige Privatverein in der Stadt war, welchem der König eine Audienz gewährte.

Aber den Juden blieb noch ein Schluß-Triumph vorbehalten. Bevor er Konstantza verließ, besuchte König Karol noch die Gefängnisse und gab die Absicht kund, zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in der Hafenstadt einen Gnadenakt zu vollziehen, der Sträflingen jeder Glaubensgemeinschaft zu gute kommen sollte. Es wurde eine Liste aufgestellt und dem Könige vorgelegt; als er sie überflog, bemerkte er mißbilligend, daß jüdische Gefangene übergangen waren und befahl, daß diese Unterlassung sofort gut gemacht werden solle.

„Sire“, antwortete der diensthuene Beamte, „es befindet sich nicht ein einziger Jude als Verbrecher im Gefängnisse; es befindet sich auch nicht einer in Untersuchungshaft.“

Und diese selben Juden, die sich eines so lauteren Lebenswandels rühmen, werden selbst der geringsten Bürgerrechte beraubt!

Projekte.

Fr. Bl. Petersburg, 20. November.

Nach fast fünfzehnjähriger Dauer soll nun an die endgiltige Lösung der sogenannten „Judenfrage“ geschritten werden. Wie die „Nowoje Wremja“ meldet, wird nämlich der Gesetzentwurf betreffend die Regelung der Rechtsverhältnisse der Juden in Rußland noch im Laufe des Monates Dezember vom Petersburger Reichsrate durchberaten werden. Diese Mitteilung der „Nowoje Wremja“ wird dadurch bestätigt, daß sämtliche Projekte und Gegenprojekte, welche die vielen Kommissionen zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Juden ausgearbeitet haben, vom Reichsrate bereits einer Prüfung unterzogen wurden. Jedenfalls tritt die Frage über die rechtliche Stellung der Juden im Zarenreiche wieder in den Vordergrund, und es dürfte deshalb von Interesse sein, das Wesen der betreffenden Projekte näher kennen zu lernen. Einerseits liefern die Entwürfe ein reiches Material zur Geschichte der Juden in Rußland, andererseits zeichnen sie die Bahnen vor, in welchen die Regelung der Rechtsverhältnisse sich bewegen soll.

In erster Reihe verdient das Projekt hervorgehoben zu werden, welches die Gouverneure der im jüdischen Niederlassungsgebiete liegenden Gouvernements dem Reichsrate unterbreitet haben. Als Männer, die dem Leben der russischen Juden nahe stehen, als Verwaltungsbeamte, die berufen sind, über die Lage im Niederlassungsgebiete und über deren Rückwirkung auf die allgemeine ökonomische Lage des Reiches ein Urteil zu fällen, verdienen die Ausführungen der Gouverneure die weitgehendste Beachtung. Während sämtliche Minister des Innern unter Alexander III., Graf Ignatjew, Graf Tolstoi und der erst jüngst dieses Postens enthobene Staatssekretär Durnowo, an der vorgefaßten Meinung festhielten, daß die Juden in ökonomischer Hinsicht schädlich und in politischer Hinsicht unzuverlässig seien, und alle von ihnen geschaffenen Beschränkungen und Ausnahmsgesetze gegen die Juden mit der Wahrung der Interessen der orthodoxen Bevölkerung und des Staates motivierten, treten die Gouverneure in ihrem Projekte energisch gegen diese Ansicht auf. Einstimmig wird von den Gouverneuren konstatiert, daß die

Armut der im Niederlassungsgebiete lebenden Juden sehr groß, ja erschreckend ist. Und diese Thatsache bezeichnet das Projekt mit Recht als den besten Beweis dafür, daß die „Ausbeutungssucht“ der Juden einfach ein Märchen ist, das durch nichts irgendwie bestätigt wird. Dagegen vertritt das Projekt den Standpunkt, daß eine Erweiterung des Wohnrechtes der Juden im Sinne der unbeschränkten Ansiedlungsfreiheit im ganzen Reiche die Armut der russischen Juden lindern und dem Handel und der Industrie im allgemeinen zugute kommen würde. Das Bemerkenswerteste an den Ausführungen des Projektes ist, daß die Gouverneure die angebliche politische Unzuverlässigkeit der Juden in das Reich der Fabel verweisen und betonen, „daß die rechtlose Lage der Juden dieselben dennoch nicht hindert, gute Patrioten zu sein.“ Diese eben angeführten Worte beziehen sich auf eine Rede des Senators Anastaßjew, der da sagte, die Juden wären Feinde des Staates, weil sie rechtlos sind.

Allein nicht nur das Projekt der Gouverneure, sondern auch das der bekannten Pahlen'schen Kommission ist den Juden im allgemeinen nicht ungünstig. Wahr ist es, die Minorität der Pahlen'schen Kommission hat sich für die Beibehaltung aller bestehenden Beschränkungen und Ausnahmegesetze gegen die Juden ausgesprochen, aber die Majorität der Kommission schloß sich der Ansicht der Gouverneure rückhaltlos an, und sie plaidiert auch für die Erweiterung des Wohnrechtes der Juden und für die Aufhebung der Verbote, welche ihnen den Ankauf von Grund und Boden, die Errichtung von Fabriken und die Teilnahme an Aktiengesellschaften 2c. untersagen. Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß die Kommissionsmehrheit für die Zulassung von Juden zum unbeschränkten Studium an sämtlichen Lehranstalten des Reiches sowie zu allen städtischen und ständischen Aemtern sich ausgesprochen hat.

Das einzige Projekt, welches den Juden feindselig genannt werden kann, ist das der Plehwe'schen Kommission, die von 1890 bis 1891 bestand. Dieses Projekt kann mit Recht als ein Werk des blinden Judenhasses bezeichnet werden. Nicht genug daran, daß es für die Beibehaltung aller bisherigen Beschränkungen eintritt, so schlägt es noch eine Reihe neuer Maßnahmen vor, die, wenn sie verwirklicht werden sollten, die Lage der Juden zu Rußland sehr verschlechtern würden. So will das Projekt der Plehwe'schen Kommission den jüdischen Soldaten und deren Kindern das Recht der Ansiedlung in den Zentralgouvernements entziehen, die Gelder von den Spezialsteuern der Juden, welche nach dem Wortlaute des Gesetzes zur Erhaltung von Schulen für Juden dienen sollen, für allgemein staatliche Zwecke verwenden und die jüdischen Wohlthätigkeitsanstalten auflösen, um Institutionen dieser Art der Kompetenz der Behörden zu unterstellen.

Dies sind die Projekte in ihren Hauptzügen, welche dem Gesetzentwurfe zugrunde liegen, der den Petersburger Reichsrat demnächst beschäftigen wird. Im Reichsrate selbst ist eine Strömung vorhanden, die den Juden nicht sehr günstig ist. Doch hegt man in gewöhnlich gut unterrichteten jüdischen Kreisen die Hoffnung, daß das antijüdische Projekt der Plehwe'schen Kommission die Zustimmung des Reichsrates nicht erhalten werde.

Die hebräische Gebetssprache.

Von Dr. S. Bernfeld.

In den Debatten, die in der letzten Zeit anläßlich der bevorstehenden Wahlen zum Repräsentanten-Kollegium der jüdischen Gemeinde Berlin geführt wurden, ist auch eine für die ganze Judenheit hochwichtige Frage zur Sprache gekommen, nämlich die der Gebetssprache in dem jüdischen Gotteshause. Freunde und Bekannte meinen, nun, ich müßte auch diese Frage in den Kreis meiner Erörterungen ziehen und sine ira et studio meine Ansicht darüber klar und unzweideutig aussprechen, wie dies nach der historischen Entwickelung des Judentums aufzufassen sei. Ich will das gerne thun, ich kann jedoch nur versprechen, sine ira zu schreiben, nicht aber sine studio. Das Judentum ist für mich keine archäologische Frage, über die man, mit den Mitteln der philologischen und archäologischen Studien ausgerüstet, urteilen könnte; das Judentum ist für uns die wichtigste Frage unseres geistigen Daseins, die Grundlage der ethischen Erziehung unserer Kinder; ich kann jeden Standpunkt in Bezug auf das Judentum sehr gut verstehen, nur nicht den der Gleichgiltigkeit und der scheinbar „wissenschaftlichen“ Kühle. Hingegen bin ich in der glücklichen Lage, keiner Partei anzugehören und den lokal-persönlichen Interessen absolut fern zu stehen. Ich bin wohl Mitglied der jüdischen Gemeinde zu Berlin — nicht aber Berliner Jude. Mein Judentum umfaßt alle Weltteile, alle Ortschaften, wo sich die jüdische Diaspora befindet, und alle Zeitepochen seit mehr als drei Jahrtausenden.

Ist es vom rabbinisch-jüdischen Standpunkt religiös zulässig, den Gottesdienst in einer anderen als der hebräischen Sprache abzuhalten? Wenn die Frage in dieser Form gestellt wird, so ist es unzweifelhaft, daß jede jüdische Gemeinde von ihrem Rabbiner ein bejahendes Votum erhalten kann, wenn sie ein solches erhalten will. Trotz, oder richtiger: infolge der mangelhaften wissenschaftlichen Befähigung der meisten (! Red.) Rabbiner, dürfte es sicherlich nicht schwer fallen, einige Aussprüche in talmudischer und rabbinischer Litteratur zu finden, die zustimmend lauten: nur darf man sich nicht auf Esra berufen, wie es in der letzten Zeit so oft geschehen. Die Ignoranz ist zwar leider in Israel bereits heimisch geworden — so weit zurück bis in die Epoche Esra's darf man sie doch nicht datieren; wenigstens galt sie damals nicht als ein Zeugnis der „Bildung“, wie in unseren Tagen. Diejenigen, welche Esra als Autorität für die Berechtigung anrufen, die hebräische Sprache aus dem Gotteshause zu beseitigen, haben zum Mindesten sehr unvorsichtig gehandelt: denn, so weit meine Belesenheit in den biblischen Büchern reicht, hat Esra „der eifrige Forscher der göttlichen Lehre“, durchaus kein Gefallen an den Mißständen gefunden, die zu seiner Zeit in Palästina, achtzig Jahre nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil, geherrscht haben. Gewiß verstanden schon damals verhältnismäßig viele Juden, aus Mischehen stammend, kein Hebräisch; aber Esra war keineswegs von solchen Zuständen, einzig und allein von den Großen und Führern der Palästinischen Judenheit verschuldet, sonderlich erbaut, wenn er auch in seiner milden, weichen Natur nicht zu jenen heroischen Mitteln gegriffen, die dreizehn Jahre später sein Gesinnungsgenosse Nehemjah ohne Rücksicht und Scheu angewendet hat. Esra war über die herrschende Verwahrlosung in Palästina auf's äußerste erschüttert; er wußte aber nichts weiter zu thun, als sich niederzuwerfen und im Namen

der Judenheit jenes Sündenbekenntnis abzulegen, das noch heute auf uns einen erschütternden Eindruck macht. Im ersten Moment wirkte er auch, das harte Herz der gewissenlosen Führer war erweicht; sie versprachen Reue und Besserung. Aber bald darauf rissen wieder die Mißstände ein, wobei „die Fürsten und Edlen“ das erste Beispiel des Abfalls gaben. Nur Neihemah, der in ein „läuterndes Feuer“ schonungslos aufgetreten, hat jenen Zuständen ein Ende gemacht, obwohl er nicht wenig gegen die Intriguen und Machinationen der „geborenen Führer“ der Nation zu kämpfen hatte. Ich hoffe nun, man wird endlich aufhören mit dem Namen Esra's manche fade Rede zu schmücken*).

Die Frage über die Zulässigkeit eines jüdischen Gottesdienstes mit *wesentlich* nichthebräischer Liturgie kann daher nicht durch die zustimmende Ansicht eines Drezifors eine befriedigende Lösung finden. Im übrigen wird auch ein wenig Heuchelei dabei getrieben; denn kein morderner Jude, der einen „zeitgemäßen“ Gottesdienst wünscht, denkt auch einen Augenblick daran, seine Lebensweise oder auch nur die synagogale Ordnung nach den Ansichten jener Männer einzurichten, die er einzig und allein in dieser Frage als Autorität anerkennt. Das Judentum kennt in seinen Einzelheiten keine feststehende Norm, und wenn es nur sich die Erhaltung des Ganzen handelt darf wohl ein Teil geändert werden, wie es selbst der Talmud lehrt. Das Judentum kennt im Verlauf seiner Entwicklung einschneidendere Reformen als die der Abänderung der Gebetsprache; nur waren jene Männer, welche die Reformen im Interesse der gesunden Fortentwickelung des Judentums schufen, aus einem andern Holz geschnitzt, als die modernen Schwätzer und Schönredner, die eine und dieselbe Albernheit zehnmal wiederholen, allenfalls, was zu ihrer Entschuldigung dienen mag, in der leider so oft zutreffenden Voraussetzung, daß die Zuhörer auch danach sind.

Nicht ob ein Gottesdienst mit *wesentlich* nichthebräischem Bestandteil zulässig sei oder nicht, ist die Frage, sondern: wie nach der historischen Entwickelung des Judentums eine solche Reform zu billigen sei. Was alte rabbinische Schriftsteller und Autoritäten darüber geäußert, kann schon deshalb nicht ausschließlich maßgebend sein, weil es sich zu jener Zeit nur um eine theoretische Frage handeln konnte; ob man seiner religiösen Pflicht genüge, wenn man in einer andern als in der hebräischen Sprache betete. Diese Frage ist allenfalls zu bejahen. Anders aber wird die Beantwortung ausfallen, wenn es gilt, durch eine radikale Aenderung der synagogalen Einrichtung einen Teil der Judenheit von der Gesamtheit abzusplittern und eine besondere Sekte im Judentum zu bilden. Die hebräische Gebetsprache ist das Gemeinsame aller Juden, und die Einführung einer Liturgie in der Landessprache ist nicht so sehr eine Frage des Bedürfnisses als die der Annäherung an die andersgläubige Bevölkerung, obwohl der Zeitpunkt dafür so schlecht als möglich gewählt ist. Nietzsche hat schon bald Recht, wenn er den jüdischen Stamm als ein „Mann-Volk“ bezeichnet, da er jeder Schürze nachläuft. Möge nun anderen diese Gigerl-Rolle passen; uns behagt sie in keinem Falle — wir laufen keiner Schürze nach.

Die Einführung einer deutschen Liturgie im jüdischen Gotteshause ist erst in diesem Jahrhundert nach den Befreiungskriegen und zwar nur in Deutschland angeregt worden. In Frankreich, England und Italien ist es niemandem auch nur eingefallen, solche Reformen anzustreben, obwohl die französischen Juden gewiß gute Franzosen, die englischen gute Engländer und die italienischen gute Italiener sind. Als in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts der bekannte „Tempelstreit“ in Hamburg entstanden war, wurde in Verkennung der wahren Natur der Sache nur die Frage der Zulässigkeit vom rabbinischen Standpunkt erörtert, was natürlich zu Gunsten der „Neuen“ ausfallen mußte. Kein Wunder auch. Die Alten konnten nur instinktiv fühlen, daß es sich in jenem Falle um die Zertrümmerung der Gesamtheit handelt, während die Wortführer der „Neuen“, einige halbwissende Hebraisten — seichte Schwätzer und blasierte Modenarren —, die altehrwürdigen hebräischen Gebete, in denen Israel seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden seine Klagen und Seufzer, seine Hoffnungen und Erwartung in unvergleichlich inniger und erhabener Poesie niedergelegt, zu verhöhnen und zu verspotten für gut fanden. Freilich lagen damals die Erzeugnisse des poetischen Genius Israels unverstanden, weil die Kenntnis des historischen Hintergrundes gefehlt hat, auf dem jene liturgischen Poesien entstanden sind.

Etwas größern Umfang hat der Streit um die hebräische Gebetssprache auf der Rabbiner-Versammlung zu Frankfurt (1846) angenommen, und der von der Majorität jener Versammlung gefaßte Beschluß, die hebräische Gebetssprache sei „objektiv“ aber nicht „subjektiv“ entbehrlich, hatte den Austritt des Dr. Zacharias Frankel aus der Versammlung zur Folge. Indes können wir uns auch auf den Standpunkt Geigers, der dem Majoritätsbeschluß als Grundlage diente, stellen: die hebräische Gebetssprache *kann* vom rabbinisch-jüdischen Standpunkt durch eine andere ersetzt werden; *subjektiv* ist aber dies nicht zu empfehlen, weil wir dadurch die Gesamtjudenheit zersplittern würden und weil ferner die hebräische Liturgie nie und nimmer einen würdigen Ersatz finden könnte. Die geschmacklosen Salbadereien, die uns auf diesem Gebiete bisher geboten worden, sind keineswegs einladend, uns auf solche litterarische Experimente einzulassen.

Man kann sich aber andererseits nicht der Erwägung verschließen, daß nun einmal, mögen wir es auch beklagen, dem weitaus größten Teil unsrer Glaubensgenossen, namentlich den Frauen, die Kenntnis der hebräischen Sprache abgeht. Wenn auch der obligatorische Religions-Unterricht einige Besserung herbeiführen kann und jedenfalls angestrebt werden müßte, so müssen wir uns vor der Täuschung hüten, als ob ein Religionsunterricht im Rahmen der normalen Schule eine so weitgehende Erlernung der hebräischen Sprache ermöglichen würde. Der Religionsunterricht kann gewiß sehr viel in religiös-sittlicher Beziehung erziehlich wirken und muß als unser Haupt-

---

*) Esra ruht nunmehr sanft in seinem Grabe und wird nicht mehr von den Rednern im „liberalen“ Verein „zitiert“, hingegen ist jetzt im besagten Verein eine neue Albernheit aufgetaucht. Seit Wochen wird dort von nichts anderm gesprochen, als von den Synagogen zu Alexandrien, in denen man seiner Zeit in der griechischen Sprache gebetet haben sollte. Dieselbe Albernheit wurde auch neulich öffentlich mit einem einer bessern Sache würdigen Pathos ausgesprochen. Auf die Frage von fachkundiger Seite: wo die Quelle für diese neue Entdeckung zu finden sei? wurde auf — das „Siddur“ verwiesen! Heilige Ignoranz, steh mir bei! Wlech' ein Meer von Albernheit und Unwissenheit. Ich befand mich zufällig in jener Versammlung (בתי כנסי'של ע״ה) und ein Gefühl des Mitleids und des Erbarmens mit meinen unwissenden Stammesgenossen beschlich mich; ich meldete mich zum Wort, um wenigstens diese eine Albernheit aus der Welt zu schaffen. Da wurde rasch die Debatte geschlossen und mir das Wort abgeschnitten. Das „Siddur“ mit der Quelle für den griechischen Gottesdienst in den Synagogen zu Alexandrien blieb also unwidersprochen. Habeat sibi!

bestreben gelten; die Kenntnis der hebräischen Sprache aber wird in der Religionsschule nur auf das Lesen und schwache Versuche im Uebersetzen beschränkt bleiben; es wäre schon erfreulich, wenn die so belebende Bewegung, die wir unter der deutschen Judenheit beobachten, dazu führen würde, daß wenigstens die jüngeren Rabbiner nicht ohne Kenntnis des hebräischen Schrifttums blieben; sie würden dann vielleicht mehr Mut und mehr Eifer haben, gegen das sinnlose „Reformieren“ von Seiten der „Parnaßim“ aufzutreten. Für einen großen Teil der jüdischen Bevölkerung muß aber in der That etwas geschehen, um den Gottesdienst auch für diese verständlich zu machen. Natürlich muß stets auch für jene Juden gesorgt werden, welche die altehrwürdige Liturgie Israels unter keinen Umständen lassen wollen. Aber man soll keinen Juden aus dem „Hause des Herrn“ verstoßen; wir sollen auch für jene Sorge tragen, die nun einmal dem Alten entfremdet sind und doch im Judentum treu ausharren wollen. Im Judentum ist Platz für alle Richtungen, und wir müssen uns unter allen Umständen vor Fanatismus und Zelotismus hüten, die dazu beitragen könnten, unsern Glauben als ein unerträgliches Joch erscheinen zu lassen.

Es würde sich meines Erachtens empfehlen, in solchen Synagogen den Hauptbestandteil der hebräischen Liturgie (תפלת חובה) beizubehalten, zu der die vorzügliche Uebersetzung Michael Sachs' beigedruckt werden müßte, um denjenigen, die des Hebräischen unkundig sind, als Anleitung zu dienen. Bei der Ausscheidung des andern Teils wird sehr viel Raum gewonnen, ebenso durch die Einführung des dreijährigen Zyklus in der allsabbatlichen Vorlesung aus den heiligen Büchern. Der dreijährige Zyklus ist sehr alt, er ist palästinensischen Ursprungs und die masoretische Einteilung der Pentateuch-Abschnitte weist ebenfalls auf den dreijährigen Zyklus hin, der somit in Palästina um das 8. und 9. nachchristliche Jahrhundert noch im Gebrauch war. Hingegen ist es ein Unfug, wenn man den jährlichen Zyklus beibehält, aber nach Willkür nur einige Verse herausreißt, die vorgelesen werden. Das Judentum beruht auf einer historischen Entwickelung, und diese muß stets berücksichtigt werden.

Die auf solche Weise gewonnene Zeit kann man wohl in erster Reihe für gute „gottesdienstliche Vorträge“ — nicht „Predigten“, die sich schon beinahe eines heitern Rufes erfreuen — und auch zu liturgischen Stücken in der Landessprache benutzt werden. Freilich ist es keine geringe Aufgabe, solche zu schaffen, wie sie des jüdischen Gotteshauses würdig wären; mit Scheere und Kleistertopf, wie heutzutage sonstige litterarische Erzeugnisse hergestellt werden, kann man eine herzerhebende Liturgie nicht schaffen. Indes will ich diese Frage nachträglich in einem zweiten Artikel behandeln. Ich will diesmal nur hervorheben, daß dieser Weg, wenn er mit Verständnis und Liebe zum Judentum gewählt wird, eine friedliche und befriedigende Lösung dieser brennenden Frage herbeiführen kann; nur müßte man in der Wahl der Personen, denen diese heilige Aufgabe gestellt wird, sehr vorsichtig sein — Unwissenheit allein darf hier nicht als einzige Legitimation dienen.

Um niemandem nahe zu treten will ich vorläufig mit Stillschweigen darüber hinweggehen, wie unsinnig, ungeschickt, ja geschmackswidrig man bisher in dem Zusammenflicken einer gemischten (hebräischen und deutschen) Liturgie vorgegangen ist, wie man manche hebräische Sätze teils zerschnitten, teils geschmacklos zusammengezogen und abgeändert hat; daß man ferner ängstlich jede noch so leise Anspielung auf Israels Erwählung, die doch historisch nicht zu leugnen ist und welche auch der Heidenapostel Paulus mit den Worten anerkannt hat, daß der Vorzug der Juden „vielfach und groß“ ist, „denn ihnen ist Gottes Wort geworden“, daß man also jede Anspielung auf diese historische Thatsache ängstlich gestrichen. Sind seitdem die Antisemiten weniger an der Zahl geworden? Was soll man z. B. zu einem Satz כי בנו בחרת ואותנו קדשת sagen, während das מכל העמים weggelassen ist? Verständen die Herren etwas Hebräisch, so würden sie gewiß mit mir, abgesehen von der historischen Seite, ganz aus sprachlicher Feinfühligkeit einen derartigen Galimathias unerträglich finden. Im übrigen, hätten sich die Reformatoren nur ein wenig umgesehen, so würden sie eher den ganzen Passus gestrichen haben, der auch im sephardischen Ritus fehlt. — Doch davon ein anderesmal!

Eins steht aber schon jetzt fest, daß nämlich der Genius Israels noch immer lebt. Uns allen, ohne Unterschied der Parteistellung, muß die Wahlbewegung, welche so vielen Enthusiasmus und hell auflodernde Begeisterung hervorgerufen, die erfreuliche Wahrnehmung geboten haben, daß sich in der Gegenwart die Erscheinung so wunderbar wiederholt, von der im Buche Samuelis berichtet wird: Nach jahrelanger Entfremdung und leblosem Vegetieren **„sehnt sich Israel wieder nach seinem Gotte!“**

Aus Alt-Berlin.

Eine Rabbiner- und eine Repräsentantenwahl.

(Fortsetzung.)

4. An die Repräsentanten-Versammlung. Um die Rabbinerwahlangelegenheit von neuem vorzuberaten, war in Gemäßheit des Plenarbeschlusses der geehrten Versammlung vom 24. April die gemischte Kommission wieder zusammengetreten, deren Protokolle vom 10., 18. und 26. Mai wir Wohlderselben, unter Wiederbeifügung der früheren Verhandlungen, anbei ergebenst überreichen.

Wie aus den qu. Protokollen hervorgeht, hat die Kommission vom Gegenstande ihrer Beratung wiederholt die sorgfältigste Aufmerksamkeit zugewendet, und ist sie eifrigst bemüht gewesen, eine größere Zahl von Kandidaten ausfindig zu machen, um eine solche den Gemeindebehörden für die vorzunehmenden Wahlen präsentieren zu können. Nachdem in ihrer Mitte außer den früher genannten noch verschiedene andere Kandidaten namhaft gemacht worden und über dieselben die nötigen Ermittelungen geschehen sind, ist die Kommission aber zu keinem wesentlich anderen als dem früheren Resultate gelangt. Sie hat zwar in ihrer Schlußverhandlung vom 26. vorigen Monats jetzt sechs Kandidaten namhaft gemacht, in erster Linie aber an dreien der schon früher von ihr genannten festgehalten, indem sie den vierten auf Grund weiterer Erkundigungen aus Gesundheitsrücksichten nicht vorschlagen zu können erklärt. Sie beschränkt sich demgemäß, nach vieler und sorgfältiger Beratung auf die Präsentation folgender Personen:

1. des Rabbiners Herrn Dr. Joel zu Breslau,
2. „ „ „ Dr. Aub zu Mainz, des . . ꝛc. ꝛc.

Indem wir von den qu. Verhandlungen Kenntnis genommen, haben auch wir, nach weiter fortgesetzten Erkundigungen, den Gegenstand wiederholt in eingehender Weise erwogen und sind zu dem Ergebnisse gelangt, nur die schon in unserer Vorlage vom 16. März d. J. genannten Herren

Dr. Aub und Dr. Joel als die vorzugsweise zur Berufung geeigneten Männer bezeichnen zu können.

Mit Bezug auf jene Vorlage, worin wir uns bereits über die außergewöhnliche Befähigung dieser Männer ausgelassen haben und von welcher bei Vollziehung der Wahl nochmals Kenntnis zu nehmen, wir die geehrte Versammlung ersuchen, haben wir über die Person des Herrn Dr. Joel, insofern derselbe hier nunmehr genügend bekannt geworden ist, wohl nichts anzuführen nötig.

In Betreff des Herrn Dr. Aub aber, welcher hier persönlich weniger bekannt sein möchte, dürfte wohl die Bemerkung am Platze sein, daß auf denselben schon im Jahre 1844 in unserer Gemeinde reflektiert und er bei Aufstellung der damaligen Kandidatenliste mit der größten Stimmenzahl auf dieselbe gebracht worden war. Zur damaligen Zeit äußerte sich der verewigte Dr. Rießer in einem an unsern seligen Dr. Veit gerichteten, in unseren Akten befindlichen Briefe, daß

„soweit er (Rießer) einen Menschen und Gelehrten zu beurteilen vermöge, Dr. Aub an Tüchtigkeit und Gediegenheit des Charakters, an Einsicht und Besonnenheit, so wie an Gründlichkeit des Wissens keinem seiner Fachgenossen nachstehe", daß er (Rießer) „sich überzeugt halte, daß Dr. Aub durch den gediegenen Inhalt seiner Vorträge und überhaupt durch ein würdiges, gemäßigtes, ehrliches Wirken auf die Länge die Achtung und die Teilnahme des Publikums gewinnen werde und dessen Wahl daher in vieler Hinsicht für ein glückliches Ereignis halte."

Mit diesem Urteile stimmen auch alle die Berichte überein, welche in neuester Zeit von den verschiedensten Seiten eingeholt worden sind. Von allen Seiten verlautet das Beste über die wissenschaftliche und rednerische Tüchtigkeit des Dr. Aub und wird auch bestätigt, daß er nach wie vor an der gemäßigten Richtung festhalte, die er auf litterarischem Gebiete stets mit Gründlichkeit und tiefer Sachkenntnis verfolgt hat.

Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß die beidengenannten und unsrerseits gewählten als die unter den vorgeschlagenen hervorragendsten, mithin, für die Bekleidung von Rabbinerstellen in der ersten Gemeinde Deutschlands, die geeignetesten Männer sind und ersuchen wir deshalb die geehrte Versammlung ergebenst: durch Beitritt zu der von uns geschehenen Wahl der Herren Dr. Joel und Dr. Aub dieselbe zu einem Gemeindebeschlusse zu erheben.

Berlin, den 1. Juni 1864.

Der Vorstand der jüdischen Gemeinde.

* * *

4 a An den Vorstand der hiesigen jüdischen Gemeinde.

Unter Rückgabe der Protokolle der gemischten Kommission, benachrichtigen wir den geehrten Vorstand mit Bezug auf die Vorlage vom 1. dieses Monats ergebenst, daß bei der in unserer heutigen Sitzung Betreffs der Rabbinerwahl erfolgten Abstimmung keiner der genannten Kandidaten die im §. 58 al. 2. des Statuts vorgeschriebene Stimmenzahl erhalten hat.

Berlin, den 12. Juni 1864.

Die Repräsentanten-Versammlung der jüd. Gemeinde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Talmud.

Von Rabb. Dr. A. Hochmuth.

IV.

Der Heldenkampf der Juden für Vaterland und Tempel blieb ohne Erfolg. Die römischen Legionen und der innere Zwiespalt vernichteten ihre Kräfte. Die vom vernichtenden Kampfe verschont Gebliebenen wurden entweder als Sklaven verkauft oder in die Bleibergwerke Sardiniens verbannt oder zum Kampf mit wilden Tieren in den Arenen verurteilt, zum Ergötzen der sittlich verkommenen Römer.

In diesem Kampfe fielen auch der Synhedrial-Präsident, Simeon, der Urenkel Hillel's, und Tausende von Schriftgelehrten, und es drohte dem Judentum die Gefahr, nicht nur als Nation, sondern auch als Konfession der Auflösung zu verfallen. Daß dies nicht geschah, ist das Werk einer providentiellen Persönlichkeit: R. Jochanan ben Sakkai. Einer der vorzüglichsten Schüler Hillel's ein weiser Lehrer von größtem Ansehen, zur Friedenspartei gehörend und den unglücklichen Ausgang des Kampfes voraussehend, ließ er sich als Toten von treuen Schülern aus der belagerten Stadt tragen und bezeugte seine Huldigung dem römischen Heerführer Vespasian, der ihn gnädig aufnahm, und ihm die Bitte gewährte, in Jamnia (Javne) ein Lehrhaus eröffnen zu dürfen. Während der verstümmelte Leib des Volkes aus tausend Wunden blutete, scharten sich geräuschlos Lehrer und Schüler um R. Jochanan ihren Meister, das Religionsgesetz mit seinen Traditionen und Erklärungen der Vergessenheit zu entreißen, der Geistesthätigkeit einen Mittelpunkt zu schaffen und bei den aufgewühlten Verhältnissen entsprechende Institutionen zu gründen. Als viele nach dem Falle Jerusalems jammerten: wir haben keinen Tempel, keinen Altar mehr, wo werden wir die Sühnstätte für unsere Sünden finden? tröstete sie R. Jochanan, indem er sagte: Wohlthätigkeit ist an die Stelle der Opfer getreten, welche dem Herrn wohlgefälliger ist als fette Widder. Seiner Weisheit gelang es, die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen und die Schulen aufs neue zu bevölkern. Sein Nachfolger R. Gamliel II. handhabte mit solcher Strenge das Präsidium, daß jeder, der sich den Synhedrial-Beschlüssen nicht unterwerfen wollte, mit dem Banne belegt wurde. Dabei aber besaßen die Gelehrten unbeschränkte Meinungsfreiheit, das Gesetz im Sinne ihrer Ueberlieferungen zu erklären; nur hinsichtlich der Praxis mußten sie sich den Synhedrial-Beschlüssen unterwerfen, damit die Autorität des Gesetzes und die Einheit der Religion ungeschmälert aufrecht erhalten bleibe.

Durch diese Meinungsfreiheit ist der Lehrstoff immer mehr und mehr aufgewachsen, und es gab selten eine Gesetzerklärung, in Hinsicht welcher nicht verschiedene Meinungen ausgesprochen worden wären. Zum Anwachsen des Lehrstoffes trug auch jener schon erwähnte Umstand bei, daß auch die infolge der Zerstörung des Tempels und der veränderten politischen Zustände außer Wirksamkeit getretenen mosaischen Gesetze mit derselben Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Meinungsverschiedenheit behandelt worden, wie die, die persönliche Verbindlichkeit haben.

Unter Trajan war die politische Lage der Juden eine günstigere. Mehrere Schulen wurden gegründet, und der Lehrstoff nahm schon solche Dimensionen an, daß er nicht mehr in den Schulen ohne eine Systemisierung bewältigt werden konnte, welche R. Akiba initiierte. Während andere

Lehrer das geschriebene Gesetz zum Leitfaden der Vorträge nahmen, und auf Grundlage und nach der Reihenfolge der Gesetze den tradierten Lehrstoff vortrugen, wie wir dies in den Midrasch-Werken zum II. III. IV. und V. B. Mose (Mechilta, Sifre, Sifri) finden, gruppierte R. Akiba den gesamten Lehrstoff nach Gleichartigkeit und Gleichnamigkeit seines materiellen Inhalts und brachte ihn in ein Lehrsystem. Mit diesem System hat R. Akiba den Grund zur „Mischna" und mittelbar auch zum „Talmud" gelegt und dadurch Lehrern wie Schülern eine große Erleichterung des Studiums verschafft. Mit Recht haben dessen Zeitgenossen diese Neuerung außerordentlich gepriesen.

R. Akiba verfolgte auch die Tendenz, die traditionellen Erklärungen und Entwicklungen des Gesetzes aus den Buchstaben der Schrift abzuleiten, wenn auch auf Kosten des einfachen und grammatischen Sinnes. Von dem Glauben ausgehend, daß entweder die Gottheit oder der heilige Geist (Ruach ha-Kodesch) den ganzen Pentateuch von Wort zu Wort, von Buchstaben zu Buchstaben durch Mose niederschreiben ließ, begnügte man sich nicht, denselben dem zusammenhängenden Wortsinne nach zu erklären, sondern war der festen Ueberzeugung, daß selbst jedes überflüssig scheinende Wort, jeder überflüssig erscheinende Buchstabe in diesem Gotteswerke auf noch etwas anderes hinziele und irgend eine Nebenbedeutung entfalte. Es leidet keinen Zweifel, daß diese exegetische Methode, welche das gesunde Sprachgefühl beeinträchtigt, uns sonderbar vorkommen mag; aber es war dies ein Zeugnis des herrschenden Zeitgeistes, der auch die Kirchenschriftsteller beeinflußte.

So günstig die politischen Verhältnisse der Juden bei R. Akiba's Auftreten waren, eine so ungünstige Wendung nahmen sie in dessen letzten Lebensjahren. Nachdem die Römer den Aufstand der Juden in Kyrene — Afrika — niedergeschlagen hatten, entstand ein solcher in Palästina unter Anführung des Bar-Kochba, wobei auch R. Akiba eine große Rolle spielte. Das war der letzte allgemeine Versuch der Juden, das eiserne Joch der Römer abzuschütteln. Dem Beispiele des R. Akiba folgend, der Bar-Kochba als Messias hielt und die ganze Judenheit zur Teilnahme am Kampfe für Nation und Religion begeisterte, eilten Lehrer wie Schüler auf das Schlachtfeld und fielen scharenweise im Freiheitskampfe. Die siegenden Römer begnügten sich nicht mehr, Hunderttausende vernichtet zu haben, sie wollten die Religion mit den Wurzeln vertilgen. Zu diesem Zwecke wurde die Todesstrafe auf die Ordination gesetzt*). R. Akiba, der ungeachtet des Verbotes nicht aufgehört zu lehren, erlitt mit diesen andern den Märtyrertod. Mit dem Thronesantritt der Antoniden traten wieder bessere Zustände ein, und der Synhedrion konnte seine ungestörte Wirksamkeit wieder aufnehmen, anfangs in Uscha, später in Tiberias**). Die Tanaiten-Epoche erreichte ihren Glanzpunkt in dem Patriarchate des R. Jehuda, des Sohnes Simeons, 180 bis 220. Sowohl bei den römischen Kaisern, als auch bei den Juden in großem Ansehen stehend, unternahm er die Redaktion jenes Werkes, welches in der jüdischen Litteratur, nach der heiligen Schrift, den ersten Platz einnimmt. Auf Grundlage der von R. Akiba dazu gemachten Anfänge und der Vorarbeiten von dessen vorzüglichstem Schüler, R. Meir, sammelte und systemisierte er den ganzen Lehrstoff zu einem Werke, das „Mischna" genannt wird.

(Ein fünftes Kapitel folgt.)

*) Jeder vollberechtigte Lehrer mußte entweder vom Synhedrial-Präsidenten oder von einem aus drei ordinierten Lehrern bestehenden Kollegium ordiniert werden, um in religiösen Angelegenheiten entscheiden zu dürfen.

**) Das Synhedrion hat mehrere Male den Ort seines Sitzes geändert. Es scheint, daß es absichtlich jene Städte mied, wo der Sitz eines Bischofs war, um Kollisionen aus dem Wege zu gehen. So mied es Jerusalem, obwohl es den Juden bis nach Hadrian (Graetz, G. d. J. IV. 523) erlaubt war in Jerusalem zu wohnen, weil dort seit der Zerstörung des Tempels ununterbrochen der Sitz eines Bischofs war (Eusebius, R. G. IV., C. 6); und da sich später auch in Jamnia eine Christengemeinde bildete und im dritten Jahrhundert auch ihren Bischof hatte (Eusebius: Ueber die paläst. Märtyrer, C. 11), so mag aus diesem Grund das Synhedrion Jamnia verlassen und Tiberias gewählt haben, welches nicht als Bischofssitz in den Quellen erwähnt wird. Grätz, IV. 147 ist anderer Meinung.

Der fehlende Monat.

War noch eine schöne Zeit,
Als Darschanim reisten;
Als sie noch beim Rosch Hakohol,
Nicht im Gasthof speisten.

Geistesfunken sprühten da
Zündend in die Massen,
Und der Rede Wort und Bild
Konnt' man leichtlich fassen. —

War bei uns ein solcher Mann
Einst zu Tisch gebeten;
Wandernd zog er durch die Welt,
Hatt' es nicht von Nöten.

In dem nahen Ungarland
Lebt' er als Rabbiner;
Hatt' in Fülle alles dort,
Enten, Gänse, Hühner.

„Rabbi! warum ließt Ihr denn
Eure Landgemeinde?"
Fragten wir ihn beim Dessert —
„Hattet Ihr denn Feinde?" —

‚Feinde,' sagt er, ‚warum die,
Wer sollt' mich denn hassen?
Haben eher viel zu viel
Mich in Ruh gelassen. —

Zog nur fort, weil dort im Jahr
Mir Ein Monat fehlte,
Weil ich im Kalender nur
Elf Monate zählte.' —

„Wie das, Rabbi?" forschten wir,
Wollt' uns das erklären!
Aefft uns doch nicht immerfort
Mit solch' Wundermähren.'"

‚In dem Städtchen, wo ich wohnt',
Giebt's verschied'ne Leute;
Reich' und Arme sonder Zahl,
Dumme und Gescheite.

Hatte mancher Geld im Kis*),
Doch nicht Lew**) zum Geben;
Andre hatten wieder Lew,
Nichts im Kis zu leben.

Kis und Lew war nie vereint,
So daß Kislew***) fehlte; —
Darum ging ich, weil ich nie
Monat Kislew zählte.

Und so zieh' ich immerfort,
Möcht' den Kislew finden;
Habt Ihr ihn, bleib' ich bei Euch,
Will's der Welt verkünden!' — —

Der Rabbi schwieg, da blickten wir
Uns traurig an, verstohlen;
Er konnt' sich wohl bei uns ein Lew,
Doch nicht den Kis sich holen.

Simon Bacher.

*) Kis כים = Beutel. **) Lew לב = Herz. ***) Kieslew = כסלו der dritte (gegenwärtige) Monat im jüd. Kalender.

Feuilleton.

Zahn um Zahn.

Erzählung aus Polens Vergangenheit.
(Fortsetzung.)

Zwei Jahre waren seit dem geschilderten Zusammentreffen in Spanien verflossen. Wir befinden uns wieder in Europa, im Königreich Polen.

Etwa ein Jahr später, als die Rückkunft des gräflich Zarnowieckischen Ehepaares in ihr Heimatland erfolgt war, waren auch Reb Josef mit seinem Sohne in Krakau angelangt und letzterer hatte sich alsbald als praktischer Arzt installiert. Bald darauf machten sie ihre Pflichtvisite im gräflich Zarnowieckischen Schlosse in der Nähe der Stadt und wurden daselbst mit großer Freundlichkeit, wenn auch von dem Grafen steifer und mit mehr vornehmer Zurückhaltung als in der Fremde, empfangen. Die Gräfin blieb sich in ihrem Benehmen gleich, doch war sie auffallend ernster und melancholischer geworden, und es schien den beiden Besuchern, als ob das Verhältnis der beiden Ehegatten zu einander nicht mehr das frühere zwanglose wäre. Auch bemerkte der kundige Blick des jungen Arztes die deutlichen Spuren inneren Leidens, das auch bereits das körperliche Wohl in Mitleidenschaft gezogen haben mußte.

Der Graf wiederholte seinen in Spanien gemachten Antrag, Amiéser als Arzt in die aristokratischen Kreise einzuführen, welcher Vorschlag vom alten Reb-Joseph mit großer Befriedigung aufgenommen, aber von Amiéser in einer Art beantwortet wurde, die einer Ablehnung gleichkam. Er erklärte, daß er wohl hoffe, mit der Zeit in allen Kreisen der Bevölkerung Vertrauen zu seiner ärztlichen Kunst zu gewinnen, daß er aber wünschte, seinen Ruf nicht durch Protektion, sondern durch sein eigenes Verdienst sich begründet zu haben. Kopfschüttelnd und einigermaßen sich verletzt fühlend, hörte der Graf diese Antwort, und ein kurzer frostiger Abschied ward Amiéser zuteil. Reb Josef hingegen wurde zum baldigen Besuche im gräflichen Palaste in der Stadt, wo er, der Graf, jetzt mehr als draußen auf dem Schlosse weilen, aufgefordert. Die Gräfin hatte kein Wort dazu gesprochen; bei der Verabschiedung Amiésers verneigte sie sich stumm.

Um so unwilliger ließ sich Reb Josef aus, als sie in ihrer Behausung angelangt waren. Diesmal hatte er keine Anerkennung für seines Sohnes Handlungsweise, sondern heftigen Tadel.

„Wie," rief er aus, „nachdem mein ganzes Streben gewesen war, Dich zu einem Arzte heranbilden zu lassen, wie man sie unter unseren Brüdern im Auslande antrifft, die Könige und Fürsten zu ihren Patienten zählen und mächtig und angesehen sind, verschmähst Du die günstige Gelegenheit, die gleich im Beginn Deiner Laufbahn sich Dir bietet, in diejenigen Kreise eingeführt zu werden, für die Deine ganze Erziehung berechnet war! Hast Du deshalb jahrelang in fremden Landen studiert, um im Ghetto unter den armen Juden zu verkümmern und ein geringgeschätzter, jüdischer „Rophe" zu werden, gleich den übrigen, die ein paar Jahre lang bei irgend einem Bader und Pflasterschmierer gelernt und dann die wenigen Kunstgriffe ihres Meisters, die sie sich angeeignet, fortsetzen?"

„Aber, lieber Vater," entgegnete Amiéser, „ich habe ja ganz und gar nicht diese Absicht; ich wollte nur nicht vom stolzen Edelmann als Gnadenbezeugung annehmen, was ich im Laufe der Zeit durch mein eigenes Verdienst zu erlangen hoffe."

„Im Laufe der Zeit," rief unwillig Reb Josef, „das kann lange dauern und . . . wer weiß, ob ich's noch erlebe, daß . . ."

Der Alte stockte, sah mit verstörtem Blicke auf seinen Sohn hin und wieder trat einer jener bereits geschilderten Momente bei demselben ein. Befremdet blickte ihn Amiéser an.

Amiéser wurde von einem unbehaglichen Gefühle übermannt, so oft einer jener unheimlichen Momente bei seinem Vater zum Vorschein kam. Trotzdem er von Jugend an daran gewöhnt war, hatte er es nie über sich vermocht, nähere Aufklärung darüber zu verlangen. Zudem hatten diese Ausbrüche bei so mannigfachen Gelegenheiten sich offenbart, daß es ihm nicht so leicht zu erraten gewesen wäre, auf welcher Seite denn eigentlich das geheimnisvolle Motiv dieser ohne Zweifel einer traurigen Vergangenheit entstammenden Erinnerungen zu suchen sei, obwohl eine dunkle Ahnung ihm sagte, daß seine Person dabei beteiligt sei.

Wie es nun öfters vorkommt, daß ein Jahrelang gehegter Zweifel durch einen kleinen Umstand, durch ein einziges Wort plötzlich schwindet und die klare Gewißheit uns vor Augen tritt, so war es ihm plötzlich, mit einem Male, bei dieser Aeußerung Reb Josefs wie Schuppen von den Augen gefallen. Er, nur er allein, seine Vergangenheit und, wie er es nun einsah, auch seine Zukunft waren es, die das ausschließliche Motiv jener innerlichen abnormen Seelenzustände seines Vaters bildeten, und zwar mußte diese seine Vergangenheit sowohl als auch die von Reb Josef gewünschte Zukunft ungewöhnlicher Natur sein, um derartige ungewöhnliche Aufregungen zu verursachen.

Ueber seine Vergangenheit wußte Amiéser weiter nichts, als daß er in Krakau geboren sei, daß seine Mutter frühzeitig gestorben und daß sein Vater mit ihm bald darauf das Land verlassen habe, um einen großen Teil Europas zu durchziehen und zuletzt in Spanien längere Zeit zu verweilen, um ihn zum Arzte heranbilden zu lassen.

Die Erlebnisse während dieser Reisen, so weit Amiéser sich erinnerte, konnten es nicht sein, die diese aufregenden Erinnerungen in sich bargen; denn erstens waren sie durchaus nicht erschütternder Natur, dann waren diese Symptome bei seinem Vater schon vorhanden gewesen, als sich Amiéser noch in der ersten Kindheit befand. Auch erinnerte er sich jetzt, daß dieselben jedesmal einzutreten pflegten, wenn er seinen Vater über seine Geburt und über seine von ihm nie gekannte Mutter zu befragen versucht hatte, sowie daß sein Vater stets über dieses Thema rasch hinweggegangen und demselben so viel als möglich ausgewichen sei. Es mußte also der Hauptteil des Geheimnisses in Zusammenhang mit seiner Geburt stehen und mit der Person seiner Mutter verknüpft sein.

Schwerer ward es ihm zu erraten, wo die geheimen Absichten seines Vaters mit ihm für die Zukunft hinauswollten. Daß es so sein müsse, daß der Alte ganz besondere Pläne mit ihm vorhabe, das war ihm in diesem Augenblicke klar geworden. Dieses Verweilen fern von der Heimat, diese den allgemeinen Traditionen seiner Glaubensgenossen fremde und besonders seinem eigenen Wesen ganz entgegengesetzte Erziehung, die ihm der alte Reb Josef angedeihen ließ, dieses stete Einhalten eines gewissen vorgesteckten Programmes, endlich die ganz unerwartete Aufregung bei der Weigerung

Amiéser's, den Antrag des Grafen Zaroswiecki anzunehmen und schließlich die entschlüpfte Aeußerung der Furcht, es nicht mehr zu erleben — was zu erleben? — das zeugte von einem Lossteuern auf ein bestimmtes Ziel.

Klar stand es jetzt vor Amiéser's innerem Auge: sein Vater hatte besondere Absichten mit ihm, und jene Antwort, die er ihm auf seine diesbezügliche Frage einst in Spanien gegeben hatte, war eine ausweichende, unwahre gewesen. Daß der Wunsch, seinen Sohn eine glänzende, einflußreiche Stellung einnehmen zu sehen, bei Reb Josef nur Nebensache, nur Mittel zum Zwecke wäre, das stand bei Amiéser fest. Aber was konnte dies für ein besonderer Zweck sein? Es war dem jungen Arzte unmöglich, auch nur eine leise Ahnung davon zu haben. Nur so viel konnte er herauskalkulieren, daß diese geplante Zukunft mit seiner Vergangenheit in Verbindung stehe und eine Folge der letzteren sein müsse.

Amiéser blickte auf seinen Vater hin. Stumm und niedergeschlagen saß der alte Mann da, in tiefe Gedanken verloren. Schmerzlich berührte dieser Anblick das Herz des Sohnes.

„Vater," rief er, „Vater!" — Reb Josef fuhr empor.

„Vater," begann Amiéser, „ich habe mit Dir etwas Besonderes zu sprechen. Ich habe es bis jetzt vermieden, aber einmal muß es doch zur Sprache kommen. Ich bin kein Kind mehr, mit meiner Ankunft hierher bin ich zum selbständigen Manne geworden, und dem Mann gegenüber können die Rücksichten, die man gegen ein Kind hegt, nicht obwalten. Du trägst ein schweres Geheimnis mit Dir herum, seit meiner ersten Kindheit habe ich es bemerkt. Dies Geheimnis ist mit meiner Person, mit meiner Geburt verknüpft und dies Geheimnis ist es auch, das Dir die Richtung der Erziehung, die Du mir gegeben hast, bestimmt hat."

Er schwieg, die Antwort seines Vaters erwartend. Dieser hatte mit steigender Aufmerksamkeit die Rede seines Sohnes angehört. Nun schwieg er eine geraume Weile, in nachdenkliches Sinnen versenkt. Wider Erwarten Amiéser's blieb er diesmal ruhig, ohne die gewöhnliche Erregung!

„Höre, mein Sohn," begann er endlich, „es ist wahr, was Du mit Deinem scharfen Verstande bereits erraten hast. Ein Geheimnis waltet über Deiner und meiner Vergangenheit. Auch ich dachte bereits daran, Dich dasselbe wissen zu lassen. Noch ist die Zeit nicht gekommen, Dir es ganz zu enthüllen, aber einen Teil sollst Du jetzt erfahren."

Er schwieg, sich sammelnd, einen Augenblick und fuhr dann fort: „Bis kurz vor Deiner Geburt lebte ich ruhig und zufrieden mit Deiner Mutter unter unseren Glaubensgenossen, als plötzlich das Verhängnis mit rauher Hand hereinbrach und uns gewaltsam auseinanderriß, meine heiligsten Gefühle mit Füßen trat und mich für immer unglücklich machte. Frage mich nicht: wie? noch wodurch? Deine Mutter ging dabei zu Grunde, ich habe sie nie wiedergesehen."

Stumm, mit düsterer Miene hatte ihm Amiéser zugehört.

„Wer waren diejenigen," fragte er, „die das Verhängnis zum Werkzeug erkoren, Dir so wehe zu thun? Waren es Glaubensgenossen, Juden aus Krakau?"

„Nein," antwortete Reb Josef, „es waren keine Juden. Könnte ein Jude seinem Stammesgenossen so das Herz zerreißen, wie es mir geschah? Es waren Fremde, nicht von unserem Volke."

„Und war niemand da, Dich zu beschützen?" fragte Amiéser mit zornig erregter Miene.

„Schützen!" rief hohnlachend Reb Josef, „schützen vor dem Mächtigen, der selbst schützen sollte! Was versucht werden konnte, versuchte ich: aber es gab keinen Schutz. Ich wollte verzweifeln, nur ein Gefühl hielt mich aufrecht: das der Rache. Und ich habe sie gefunden, die Rache! Ja, ich habe mich gerächt! Zahn um Zahn! heißt es in unserer heiligen Schrift; so habe ich mich gerächt! Was er mir genommen, habe ich auch ihm genommen — Zahn um Zahn!"

Erschöpft hielt er inne, die Erzählung regte ihn zu sehr auf.

„Doch," fuhr er nach einer Pause fort, „kann Rache das verlorene Lebensglück ersetzen? Meine Lebensfreude war dahin, für immer dahin. Es war kurz nach Deiner Geburt, und mein einziger Wunsch war es noch, Dich heranwachsen zu sehen. Dir zu Liebe blieb ich am Leben. Ich verließ mit Dir Krakau und Polen, durchzog mit Dir ein Land Europas nach dem anderen, ohne Besänftigung zu finden für meinen Seelenschmerz. Was im Laufe dieser Wanderung mit uns beiden geschah, ist Dir größtenteils bekannt, es hat auf das früher Geschehene keinen besonderen Bezug. Was aber wichtigen Bezug auf das früher Geschehene hat, das ist — ich leugene es nicht mehr — die besondere Erziehung, die ich Dir zuteil werden ließ, und der Zweck, den ich dabei im Auge hatte. Amiéser, Du bist von Geburt bestimmt, eine große und einflußreiche Stellung in der Welt einzunehmen. Denn wisse es, ich bin nicht Dein Vater, ich bin Dein Großvater, der Vater Deiner Mutter! Du bist der Sohn eines hohen und mächtigen Herrn!"

Amiéser war aufgesprungen. „Vater!" rief er, „Großvater! mein zweiter Vater! Vater meiner Mutter! Meine Mutter Deine Tochter! Und mein Vater? Wer war er? Wo ist er? Lebt er noch?"

„Mein Kind," sagte der Alte mit sanfter Stimme, „ich habe schon gesagt, noch ist die Zeit nicht gekommen, Dir alles zu offenbaren; aber, ich ahne es, bald, sehr bald wird die Zeit da sein, wo Du alles, alles erfahren wirst."

„Amiéser, mein Sohn," fuhr er nach einiger Zeit fort, „Sohn meiner geliebten Tochter, ich bin schon alt, meine letzten Kräfte gehen zur Neige, ich fühle, ich werde nicht mehr lange unter den Lebenden wandeln. Versprich mir eines, bei dem ewigen Gotte beschwöre ich Dich darum: Was auch immer mit Dir geschehen möge, welchen Rang und welche Stellung Du auch jemals einnehmen solltest, vergiß nie den heiligen Stamm, dem Du entsprossen und die demselben Stamme angehörigen Brüder, die unter dem Drucke der übrigen Nationen leben. Verleugne nie unsere Nation und unsern Glauben, was auch immer mit Dir vorgehen möge!"

„Niemals, Vater!" rief Amiéser, noch ganz betäubt von den ihm offenbarten Dingen.

Es war sehr spät geworden, die gewöhnliche Ruhestunde der beiden war schon längst vorüber, und so begaben sie sich zur Ruhe. Ermattet und abgespannt von der aufregenden Erzählung, schlief der Alte bald ein. Amiéser jedoch wälzte sich noch lange auf seinem Lager schlaflos hin und her. Das also war das Geheimnis, dessen Erinnerung den alten Reb Josef stets in so schmerzliche Erregung versetzte! Er war der Sohn eines Großen, Mächtigen, bestimmt, dereinst ebenfalls ein Großer, Mächtiger zu werden. Und während seine Mutter, Reb Josefs Tochter, kurz nach seiner Geburt gestorben war — denn was konnte der Alte sonst unter dem Ausdrucke: zu Grunde gehen, verstehen, als sterben? — lebte wohl dieser sein ihm unbekannter Vater noch und hatte dem Glauben seiner Väter entsagt, um groß und mächtig zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, den 27. November.

* **Berliner Nachrichten**. Wenn diese Zeilen in die Hände unsrer Leser gelangen, ist die Ersatzwahl zum Repräsentantenkollegium vollzogen, sind die Würfel gefallen, deren Behälter neun Monate hindurch an dieser Stelle energisch und nachhaltig „geschüttelt“ wurde, um sie in eine günstige Lage zu bringen, um einen glücklichen Wurf vorzubereiten. Ob der Wurf gelungen, das vermag heute niemand zu sagen. Denn wenn der große Staatsmann unsres Jahrhunderts den bei den preußischen Landtagswahlen üblichen Modus als das elendste Wahlsystem bezeichnet, so hat er das Wahlsystem unsrer Gemeinde nicht gekannt, er würde sich sonst mit dem Komparativ begnügt oder eine vierte Steigerung erfunden und dieses als das „allerelendeste“ bezeichnet haben. Oeffentliche Wahl durch geschriebene Listen, die 25 Vor-, 25 Familien-, 25 Straßennamen und 25 Hausnummern tragen und deren Zählung 10—14 Tage in Anspruch nehmen — „wenn in Afrika ein Despot auf die Idee käme ein Wahlsystem einzuführen, es könnte das System der Berliner Gemeinde sich zum Muster nehmen“, so ungefähr bemerkte der Redner des Zentralvereins in der letzten von 2000 Wählern besuchten Versammlung. Wir können darum dem Wunsche vieler auswärtiger Leser, die eine Mitteilung über den Ausfall der hiesigen Wahlen in dieser oder der nächsten Nr. erwarten, nicht entsprechen.

— **Amicitia.** Den hier veröffentlichten Aufsatz über diese Wohlthätigkeitsanstalt benutzt die Staatsbürger-Ztg. zu einer Denunziation an die zuständigen Behörden. „Es wird — schreibt sie — notwendig sein, daß die Regierung dem Treiben dieses Vereins eingehende Aufmerksamkeit widmet, nachdem die Volksvertretung in ihrer Mehrheit wiederholt und nachdrücklich ausgesprochen hat, daß die jüdische Zuwanderung von Osten eine Gefahr für das deutsche Volk ist und nach Möglichkeit zurückgedrängt werden muß.“ Die Behauptung, daß die Volksvertretung sich in ihrer Mehrheit gegen die jüdischen Einwanderer ausgesprochen habe, ist eine bewußte, und die Darstellung, als protegiere die „Amicitia“ die Einwanderung, eine — vielleicht unbewußte Lüge des Blattes. Die Wohlthaten der „Amicitia“ genießen nur solche slavische Juden, gegen deren Aufenthalt in Berlin die Behörden nichts einzuwenden haben. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch der wohlthätigen Männer gedenken, die sich um diese Anstalt in hervorragender Weise verdient gemacht haben und verdient machen. Zu den ersteren gehören die für alle Armen und Bedürftigen zu früh heimgegangenen großen Menschenfreunde J. Neumann und H. Bodenstein, und zu den letzteren die Herren Joseph Chaim, M. Dorn und das Ehrenmitglied des Vereins Dr. Ungerleider.

— **Zur Psychologie Bismarcks.** Ein Mitglied des amerikanischen Kongresses, Herr Richard Bartholdt, teilt jetzt einiges über einen Besuch mit, den er dem Fürsten Bismarck Ende September gemacht hat. Ueber die Unterhaltung an der Frühstückstafel berichtet er unter anderem:

Graf Rantzau wollte wissen, ob es in den Vereinigten Staaten auch eine Judenhetze gebe, was von Herrn Bartholdt verneint wurde. Dieses Thema veranlaßte den Fürsten, sich in ausführlichen Bemerkungen über priesterliche Politiker und politische Priester zu ergehen, und er machte aus seiner Abneigung gegen diese Persönlichkeiten kein Hehl. Mit besonderer Schärfe wandte er sich gegen strebende Kanzelpolitiker, deren es leider auch unter den Protestanten gebe, und als Beispiel erwähnte er Stöcker. — Die Rede kam auch auf die Beileidskundgebung des Kongesses bei Laskers Tode. Der Fürst äußerte: „Lasker war ja ein ganz tüchtiger kleiner Mann, wenn er auch oft querköpfig und durch sein Auftreten der logischen Entwickelung hinderlich war. Aber jene Resolution sollte ich dem Reichstag überreichen, und zu diesem Botendienst wollte ich mich einfach nicht hergeben. Das war der ganze Streit.

Die Antisemitenpresse bezweifelt die Zuverlässigkeit dieses ihr unbequemen Berichtes, die Hamburger Nachr. thun ihr aber nicht den Gefallen, den — an sich und für uns Juden unerheblichen — Bericht zu desavouieren.

— **Ausländer als Gemeindebeamte.** Zur Annahme ausländischer Juden bedarf es innerhalb des preußischen Staates nach Lage der bestehenden Gesetzgebung noch immer besonderer behördlicher Genehmigung. Deshalb hat denn auch der zum Rabbiner der Synagogengemeinde in Krotoschin gewählte, des deutschen Indigenatsrechts nicht teilhaftige und der besonderen behördlichen Annahmegenehmigung bisher ermangelnde Dr. Berger aus Tirol die Funktionen in Krotoschin noch nicht übernehmen können. Ebenso ist ein von der Gemeinde in Czarnikau zum Kantor gewählter Russe ausgewiesen worden. — In Geltung ist auch heute noch der § 71 des Gesetzes über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden, vom 23. Juli 1847, der die Anstellung von Ausländern als Kultusbeamte von der Genehmigung der Ministerien des Innern und des Kultus abhängig macht.

— **Christenhaß der Juden.** Der Volkszeitung wird „von angesehener Seite“ geschrieben:

Wie weit innerhalb der Stöcker-Hammerstein'schen Atmosphäre die innere Verrohung Platz gegriffen hat, zeigt eine angebliche Zuschrift an das „Volk“, über deren Verfasser man übrigens keinen Augenblick im Zweifel zu sein braucht. Bekanntlich hat der Abg. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch mit anderen angesehenen Männern aus verschiedener Parteirichtung neuerdings einen Aufruf zum Besten des schwer heimgesuchten Pastor Witte von der Golgathakirche erlassen. Ueber den „klingenden Erfolg“ wird nun in der erwähnten Zuschrift gehöhnt, insbesondere wird es auch als charakteristisch für unsere Verhältnisse hingestellt, daß als unterstützende Freunde des orthodoxen Lutheraners Witte in dem Gabenverzeichnis sich Namen wie Flatow, Schlesinger, Landsberger u. s. w. finden. Da dürfen Frhr. v. Zedlitz und Genossen — so heißt es — schon zufrieden sein. Das sei ein Erfolg, wie man ihn sich für Stöcker nicht besser wünschen könne! — Man muß gestehen, hier dokumentiert sich ein wahrer Abgrund von Roheit und Gefühllosigkeit, wie man ihn selbst im Stöcker'schen Dunstkreise nicht erwarten sollte. Man sammelt lediglich für eine Familie, die unverschuldet in große Not geraten ist. Ob die Familie oder ihr Haupt orthodox ist oder nicht, kam dabei gar nicht in Betracht: man will nur gegen Not und Elend helfend mit eintreten. Dies wollen die Geber, die auch nicht nach Religion und Konfession fragen, sondern nur einer unglücklichen Familie zu Hilfe kommen. Und wenn darunter auch jüdische Mitbürger sind, so zeigen sie nur, daß sie, indem sie ein Werk der Liebe und Humanität unterstützen, mehr Religion besitzen, als diejenigen aus der Stöckerschen Sippe, die dafür weder Gefühl noch Verständnis haben.

Herr Stöcker, Herr Stöcker! Heißt es nicht irgendwo: „. . . . Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde!?“

— Hier gehört auch der folgende Bericht hin, obwohl er aus Galizien stammt. In dem Dorfe Kuta in Galizien nämlich geriet am 3. d. M. die römisch-katholische Kirche in Brand. Die dortigen Israeliten waren die ersten an der Brandstätte, und trotz der damit verbundenen Lebensgefahr drangen mehrere von ihnen in die Kirche und retteten sämtliche heilige Geräte. Kurz nachdem sie das Gotteshaus verlassen hatten, stürzte dasselbe krachend zusammen. Die christliche Bevölkerung äußerte in begeisterten Kundgebungen ihre Dankbarkeit für diese mutige aufopfernde That.

— **Erziehungsanstalt in Ahlem.** Wir erhalten folgende Zuschrift: Vor einigen Wochen hatte ich Gelegenheit, die von Herrn Alexander M. Simon in Ahlem bei Hannover begründete „Israelitische Erziehungsanstalt für Bodenkultur und Handwerk“ näher kennen zu lernen. Da ich im Auftrage des Frauen-Vereins unserer Gemeinde einen verwaisten Knaben von zehn Jahren dorthin begleitete, erachtete ich es natürlich um so mehr für meine Pflicht, von allen Einrichtungen der Anstalt genaue Kenntnis zu nehmen. Ich muß gestehen, daß alles, was ich da gesehen und gehört habe, meine Erwartungen bei weitem übertroffen hat. Ich setze voraus, daß Zweck und Ziel der Anstalt, nachdem die öffentlichen Blätter hierüber mehrere Male näher berichtet haben, allgemein bekannt sind. Auch die inneren und öffentlichen Einrichtungen der Anstalt sind eingehend geschildert worden. Was ich selbst durch die eigene Anschauung gewonnen, ist die Ueberzeugung, daß hier Theorie und Praxis in echt pädagogischer Weise miteinander verbunden sind. Die Lehrer sind von dem hohen Berufe, dem sie ihr ganzes Können widmen, begeistert und durchdrungen. Sie unterrichten die Knaben in der Schule und sie belehren sie bei jeder Gelegenheit auch außerhalb derselben, leiten dieselben zur Selbstthätigkeit und erziehen sie zur Arbeit, an der die rüstigen Jungen Freude finden, wenn sie ihr Werk betrachten, das ihrer Hände Fleiß geschaffen. Vorzüglich interessierten mich die aus Galizien eingeführten Lehrlinge im Alter von 16—17 Jahren, welche im Garten beschäftigt waren. Sie lüfteten höflich ihre Mütze, als wir bei ihnen vorbeikamen, und zeigten in den Antworten, welche sie uns auf verschiedene Fragen gaben, wie schnell sie sich hier eingelebt, nachdem sie erst vor wenigen Wochen eingetreten waren. Daß die Sabbat- und die Speisegesetze strengstens innegehalten werden, wurde mir fest versichert. Herr Konsul A. M. Simon hat sich mit der Gründung dieser Anstalt den Ruhm gesichert, für alle Zeit den Männern zugesellt zu werden, welche, wie der Gottesmann sie bezeichnet, „viele zur Tugend anleiten und glänzen werden wie die Sterne ewiglich“. Uns allen aber muß es eine heilige Pflicht sein, dieses herrliche Werk thatkräftig zu unterstützen. Herr Simon hat in hochherziger Weise Hunderttausende bereits hingegeben. Schon aber ist eine Erweiterung der Anstalt notwendig geworden; denn die Zahl der Zöglinge, welche die Anstalt in ihren bisherigen Räumen aufnehmen kann, ist bereits voll. In der jüdischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. hat man dieses Werk nach seinem wahren Wert gewürdigt und bis jetzt 16 000 M. für dasselbe gezeichnet. Wird man im wohlthätigen Berlin und an anderen Orten zurückbleiben wollen? Hoffentlich nicht!

Dr. A. Berliner.

— **Mekize Nirdamim.** Ueber diesen hebr. Litteratur-Verein versendet jetzt der Vorsitzende, Dozent Dr. A. Berliner, den Abschluß der Rechnung für das zehnte Vereinsjahr, dem wir folgende wichtige Stellen entnehmen:

Der Druck der Schriften für den elften Jahrgang ist bereits in vollem Gange. Vor allem wird das Wörterbuch von Jona ibn Ganach möglichst zum Abschluß gebracht werden, wiewohl die Lieferung mehr als 20 Bogen umfassen dürfte. Auch die Fortsetzung des Dîwân Jehuda ha-Levi's soll besonders gefördert werden. Allerdings muß hierbei daran erinnert werden, daß es oft für das eingehende Studium eines einzelnen Gedichtes mehrerer Wochen bedarf, um die Ansichten der Mitarbeiter auf schriftlichem Wege zu ermitteln und dann die richtige Zeichensetzung oder den richtigen Sinn mancher Wörter und Sätze festzustellen. Wir können hierbei die freudige Genugthuung für alle diese Mühen nicht unerwähnt lassen, die in dem ungeteilten Beifall sich kundgiebt, mit dem der Dîwân des größten unserer nationalen Dichter aufgenommen wird. Die uns von Sachkennern zugegangenen Bemerkungen werden in geeigneter Weise verwertet werden. Außer diesen beiden Werken wird noch ein Sammelband mit verschiedenen kultur- und litterarhistorischen Beiträgen erscheinen. Noch andere bedeutende Werke liegen dem Komitee zur Prüfung vor, die aber erst in nächster Zeit wird erfolgen können. Der Tod des Komite-Mitgliedes Dr. Joseph Derenbourg in Paris hat eine recht empfindliche Lücke im Komitee zurückgelassen. Das Interesse, mit dem er für die Angelegenheiten des Vereins thätig war, wird in der mit ihm gepflogenen Korrespondenz, welche im Archiv des Vereins aufbewahrt ist, dauernd anerkannt bleiben. Um diese Lücke auszufüllen, wie auch zugleich zwei andere seit einigen Jahren eingetretene Vakanzen zu besetzen, haben wir uns bemüht, die Herren Dr. Brann, Dozent an dem rabbinisch-theologischen Seminar zu Breslau, Zadoc Kahn, Grandrabbin de France in Paris und D. Simonsen, Oberrabbiner in Kopenhagen zum Eintritt ins Komitee zu bewegen und hierdurch die ursprüngliche Mitgliederzahl desselben wieder herzustellen, was uns auch gelungen ist. Das neu konstituierte Komitee wird sich nun mit der Prüfung der vorliegenden Schriften beschäftigen und die weiteren Bestrebungen des Vereins zu gedeihlichem Erfolge führen.

Die Einnahmen des Vereins betrugen 3770 Mk., die Ausgaben 3625 Mk.

— **Das Kantorenkonzert**, d. i. das Konzert zum Besten der Hilfskasse für isr. Kultusbeamte, deren Witwen und Waisen, hat auch diesmal seine alte Anziehungskraft bewährt, der große Saal der Philharmonie war sehr gut besetzt, das Programm war aber auch von einer fast übergroßen Reichhaltigkeit. Deklamation und Gesang, Klavier und Cello wetteiferten miteinander, Ohr und Herz der Hörer gefangen zu nehmen. Nur souveräne Herrscher im Reiche der Kunst kamen zu Worte. Ein von Gustav Jacobsohn gedichteter schwungvoller Prolog, sehr ausdrucksvoll vorgetragen, eröffnete die lange Reihe der Kunstgenüsse. Emanuel Reicher brachte mit seiner derben Realistik zwei Dichtungen zu Gehör, die Ballade des armen sich der Leibeigenschaft erwehrenden Bauern fiel mit erdrückender Wucht auf die Seele. Die Palme auf musikalischem Gebiete gebührt unstreitig dem Großmeister des Cello Heinrich Grünfeld. Das wehmütig-heitere la cinguantaine floß so weich und leicht aus dem unerschöpflichen Tonquell seines herrlichen Instruments, nicht als ob menschliche Finger, sondern milder Zephyr die Saiten in Schwingung versetzten. Ebenso seelenvoll brachte der Meister Eppstein's schwermütige Orientalische Klänge zu Gehör. Nach den ernsten Kunstgaben traten Tanz und Scherz in ihre Rechte und der „urkomische Bendix“ entfesselte einen Beifallsorkan, der das Haus erdröhnen machte. — Mir will fast scheinen, als ob der hehren Muse zu reiche Spenden geopfert wurden. Wenn auch das Programm nicht nur reich, sondern auch abwechselungsreich war, so kann ein so gewaltiges Programm doch nicht anders als von ermüdender Wirkung sein. Auch im Interesse der finanziellen Gebahrung wäre vielleicht eine Einschränkung zu wünschen.

tr.

— **Antwort.** In den Kreisen der hiesigen Vorstandsclique fängt man an zu guterletzt an, „witzig“ zu werden. Daß dieser Witz dem Galgenhumor frappant ähnlich sieht, ist nach Lage der Dinge begreiflich. An die Mitteilung, daß die neu eröffnete vierte Religonsschule in NW. von nur 19 Kindern besucht wird, knüpft ein Parteigänger des Vorstandes die Frage: „Wo sind nur die Kinder des „Zentralvereins“ (sic!) geblieben, dessen Redner immer über die 4000 religionsunterrichtslosen Schulkinder jammern?“ Diese Frage scheint ein „Kind des liberalen Wahlvereins“ gestellt zu haben.

Der Schreiber müßte sonst etwas von den statistischen Rettungsversuchen gehört haben, die im Sommer zugunsten des Vorstandes gemacht wurden und mit dem kläglichen Eingeständnis endigten, daß es in Berlin „nur" viertausend schulpflichtige jüd. Kinder giebt, für die nicht einmal eine Gelegenheit zur Teilnahme an dem Religionsunterrichte vorhanden ist. „Nun aber erst recht die Frage: Wo bleiben die 4000 religionsunterrichtslosen Schulkinder, wo ein Teil derselben, die jetzt die neue Religionsschule besuchen könnten?" Lieber „Liberaler", frage unsre Gemeindeväter, die den Vätern der Gemeinde drei Jahrzehnte lang die religiöse Kost vorenthalten haben, so daß sie jetzt den Hunger billig und darum bequem finden und nicht sogleich auf ihn verzichten mögen, — frage unsre Gemeindeväter, sie werden Dir antworten, Du sollest — schweigen. Denn wie sagte doch gleich ein Anhänger und Kandidat der Liberalen (Prof. Buka) in der letzten Versammlung des Wahlvereins? „Wir dürfen mit der Forderung des obligatorischen Religionsunterrichts nicht an die zuständige Behörde hinantreten, weil wir gestehen müßten, bisher unsre Pflicht verletzt zu haben und (wörtlich!) „Schimpf und Schmach auf uns laden würden". . . .

— **Eine interessante Kontroverse** spielt sich seit mehreren Wochen in den Spalten der „Jewish Chronicle" ab, welche Interesse für größere Kreise hat. Es erschien in dem Blatte ein längerer Artikel über Rahel Levin, die Gattin Varnhagen von Ense's, worin diese interessante Persönlichkeit, welche bekanntlich zum Christentum übergetreten war, in farbenreicher Schilderung dargestellt wurde. War doch ihr Salon der Sammelpunkt der hervorragendsten Geister der deutschen Litteratur. Dort verkehrten Goethe, Heine, Beethoven, Madame de Stael, Fürst Radziwill, Prinz Louis Ferdinand und alles, was Anspruch auf Geist machte. Nach dieser Schilderung erschien ein Brief von Dr. Heinrich Meyer Cohn aus Berlin, worin er gegen die Aufnahme eines Artikels, welcher sich mit einer vom Judentum abgefallenen und zum Christentum übergetretenen Persönlichkeit beschäftigt, protestiert. „Was geht uns Juden Rahel Levin an?" meint er. „Sie hat ja nicht einmal eine geistige Schöpfung hinterlassen, und überhaupt sich mit den Werken von Apotasten zu brüsten, ist unwürdig." Als Erwiderung erschien dann ein charakteristischer Brief des geistreichen Schriftstellers J. Zangwill. Er sagte unter anderem: „Läßt man in der That aus der jüdischen Geschichte die Leistungen der heterodoxen ungläubigen und getauften Juden weg, so ist es unmöglich, jüdische Geschichte zu schreiben, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem Carlyle Geschichte verstand, von großen Männern beherrscht und mit glänzenden Persönlichkeiten verknüpft . . . . Es wäre eine sehr zahme Beschäftigung, wenn jüdische Geschichte sich blos mit den Tugenden der gewöhnlichen orthodoxen Juden beschäftigte: Der Jude, der sich in der Synagoge trauen läßt und dafür sorgt, daß er auf einem jüdischen Friedhof begraben wird, ist ja im Durchschnitt eine ganz achtungswerte Persönlichkeit. Aber sehr interessant ist er nicht. Er ist anständig, aber langweilig. Die Orthodoxie hat nie große Männer hervorgebracht, das heißt große Männer, die auf die Außenwelt einen großen Einfluß ausgeübt haben und orthodox geblieben waren . . . Der Einfluß des Judentums auf die Welt im großen und ganzen geschah blos durch Individuen, mehr oder weniger heterodox, von Jesus von Nazareth bis auf unsere Zeit. Würde man jüdische Geschichte schreiben, ohne diesen Persönlichkeiten Rechnung zu tragen, so hieße das Ziegel ohne Stroh machen, und es darf ja nicht vergessen werden, daß die Geschichte des Christentums nicht geschrieben werden kann, ohne daß man jüdische Geschichte als einen Zweig hinzuzöge." Nun hat das, was Zangwill sagt, ja viel für sich, aber er schießt so gewaltig über das Ziel hinweg, daß auch andere Publizisten in den Kampf einzutreten sich bemüßigt fühlten. So zum Beispiel der Schriftsteller und Philanthrop Frederic D. Mocatta und der Schriftsteller J. Abrahams. Der erstere stimmt vollständig mit Dr. Cohn überein, auch er ist der Ansicht, daß Juden, aus welchen Gründen es auch sein mag, ihr Judentum abstreifen und einer anderen Religionsgemeinschaft sich anschließen, durchaus nicht unter denen aufgeführt werden sollen, die dem Judentum zum Ruhme oder Stolz gereichen. Herr Abrahams wies darauf hin, daß Mendelssohn, welcher dem modernen Judentum die Bahn vorzeichnete und welcher für die Entwicklung der modernen Philosophie, Aesthetik und Humanismus so Großes geleistet, ein gläubiger und streng orthodoxer Jude war, daß Maimonides, Ibn Esra, Abravanel, die jüdischen wissenschaftlichen Größen und Lehrer des Mittelalters, strenggläubige Juden waren. Uebrigens hätte Herr Zangwill Schleidens Abhandlungen über die Leistungen der Juden im Mittelalter oder auch Drapers Buch gelesen, so hätte er wahrscheinlich seine Ansichten in modifizierter Form zum Ausdruck gebracht. Interessant ist, wie gesagt, die Kontroverse im höchsten Grade, fast so interessant, wie der Disput über Mendelssohn in diesem Blatte.

— **Vortrag.** In der Gruppen-Versammlung N. und N. O. des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, welche am Montag Abend im Münzhof tagte, sprach Herr Dr. Köhne über: „Bürgerrecht und Bürgerpflicht des deutschen Juden". Redner betonte in seinem mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrage, daß die Juden, wollten sie sich nicht nach dem Rezept des „edlen" Liebermann von Sonnenberg „ohne Widerstand zu leisten totschlagen lassen", fest zusammenhalten müssen. Nur durch eine Zusammenschließung ohne Unterschied der religiösen und politischen Richtung könne etwas erreicht werden. Der Vortragende erinnerte an die bekannte Parabel: „Ein Vater, der auf dem Sterbebette lag, ließ seine Söhne zu sich rufen und mahnte sie zur Einigkeit. Er reichte ihnen ein Bündel Stäbe mit der Aufforderung dar, es zu zerbrechen, was natürlich keinem gelang; als jedoch die Schnur, die das Bündel umschlang, gelöst wurde, war es ein leichtes die einzelnen Stäbe zu knicken." Die Juden, welche durch Uebertritt zur Staatskirche (?!) den Anfeindungen zu entrinnen glauben, erwählten ein falsches Mittel. Als man 1349 anläßlich der Pest-Epidemie die Juden beschuldigte, die Brunnen vergiftet zu haben, führte man auch die Konvertiten zum Scheiterhaufen. Also festes Zusammenhalten, wie der Z.-V. d. St. j. Gl. es anstrebt, ist die einzige Wehr gegen die Antisemitenbewegung, die allzu lange unterschätzt worden sei. Sich nicht von anderen schützen lassen, sondern Selbsthilfe anzuwenden, ist das bewährteste Mittel in dem Kampf. Die Juden müßten energisch ihre Rechte wahren und sich von keinem Stand ausschließen lassen. — An den Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion. Die Generalversammlung des Z.-V. d. St. j. Gl. findet am 3. Dezember in der Tonhalle statt.

Fr. N.

* **Aus den Litteratur-Vereinen.** Am vorigen Montag sprach im Berliner Verein Prof. Ludwig Geiger über das Thema: „Goethe über Juden und Judentum" Einleitend erklärte Redner, nach dem Berichte des B. Tgbl.

daß sein Thema eigentlich heißen sollte „Goethe und die Juden", denn es komme vor allem darauf an, wie sich der Dichter mit jener Religionsgemeinschaft abgefunden, nicht, was er über sie und ihre Vertreter gesagt Um den Schluß an den Anfang zu setzen: Ludwig Geiger wies nach, daß es eine irrige Meinung sei, die Vertreter der klassischen Dichtungsperiode, und besonders Goethe, seien judenfeindlich gewesen. Es ist wohl mancher harte Ausdruck gegen die Juden gefallen, aber die Beziehungen Goethes zu den damaligen Vertretern des Judentums waren auch nicht besonders erfreulich. Wo er keine Veranlassung hatte, ungehalten zu werden, ist sein Verhältnis zu den Juden stets freundschaftlich. Ein Beweis, daß er des Menschen Eigenschaften ohne Ansehen seines Glaubens zu beurteilen wußte. Ein tiefes und lebhaftes Intresse für das Judentum zeigte Goethe schon in seiner Frühzeit durch das Studium des Hebräischen und des Alten Testamentes. Er beschäftigte sich mit dem Judendeutsch und äußerte mehrfach die Absicht, in einem seiner Romane einen Juden anzubringen. Dieser Plan blieb blos Plan. Daß er Spinoza eine große Verehrung entgegenbrachte, ist eine bekannte Thatsache, aber auch, daß er Moses Mendelsson gegen boshafte Angriffe in den Frankfurter „Gelehrten Anzeigen" schützte, ist durch die neuesten Forschungen überzeugend dargethan worden. Felix Mendelsohn-Bartholdy nannte Goethe seinen David, der den mißgestimmten Saul durch sein Spiel ergötzt. Ganz besonders liebte der alte Olympier die schönen und gebildeten Berliner Jüdinnen, vor allem Marianne Meyer, die er in Karlsbad kennen gelernt hatte. Ferner ist die Auffassung des Litterahistorikers durchaus unzutreffend, daß Goethe in seiner Vaterstadt nur unangenehme Eindrücke von den Juden hätte empfangen haben können. Die Stelle in „Wahrheit und Dichtung", auf die sich Geiger stützt, bezieht sich lediglich auf die Judengasse. Wer aber die Frankfurter Juden danach beurteilen will, geht ebenso fehl, wie wenn er von der jetzt abgerissenen Judenmauer auf das Leben in dem Salon Erlangers schließen wollte. So viel aber ging aus dem interessanten Vortrag Geigers unzweifelhaft hervor, daß Goethe in erster Linie den ihm gegenübertretenden Menschen betrachtete; hielt er ihn seiner Freundschaft würdig, so war das Judentum kein Hinderungsgrund. (Wiederholt zurückgestellt.)

— In Mannheim sprach Dr. med. Felsenthal über „Die Hygiene in der mosaischen Gesetzgebung". Redner wies zunächst auf die in den Zehn Geboten enthaltenen hygienischen Vorschriften, vor allem auf diejenige, welche sich auf die Ruhe bezieht, hin und baute dann seine weiteren Ausführungen in zwei Leitsätzen auf: 1. die in der mosaischen Gesetzgebung enthaltenen prophylaktischen Gesetze und 2. die gegen die Verbreitung entstandener Krankheiten erlassenen Vorschriften. An der Hand von Auszügen aus den mosaischen Gesetzbüchern bewies der Vortragende die weise Einsicht des Gesetzgebers in Bezug auf den beschränkten Genuß von Fleisch lebender Tiere, z. B. nur von Wiederkäuern mit gespaltenen Hufen, von Wassertieren, die mit Flossen und Schuppen versehen sind, keiner Vögel die sich von gefallenen Tieren nähren. Ebenso ist in den Verhaltungsmaßregeln Mäßigkeit in Speise und Trank empfohlen. Auf was das Verbot des Genusses von Schweinefleisch zurückzuführen sei, kann nicht genau bestimmt werden, jedenfalls nicht auf die damals noch unbekannte Trichinen-Krankheit, sondern auf die durch den Genuß des Fleisches angeblich hervorgerufenen Hautkrankheiten. Einer eingehenden Besprechung unterzieht Redner die in die zweite Rubrik einzureihenden Vorschriften der mosaischen Gesetzgebung, wovon besonders die Isolier-Vorschriften bei dem Ausbruch von Krankheiten, hauptsächlich des Aussatzes, hervorzuheben sind. Bewunderswert ist die Gewissenhaftigkeit, mit welcher sogar die geringfügigsten Umstände in Bezug auf die Desinfizierung der Wohnräume und Gefäße in Betracht gezogen werden. Mit dem Aussatze in den Wohnräumen bezeichne der Gesetzgeber wahrscheinlich den Hausschwamm, der ja an sich ungefährlich sei, aber durch sein Auftreten beweise, das die betr. Wohnräume die Gesundheit der sie Bewohnenden in hohem Maße gefährden können. Die mosaische Gesetzgebung sei in dieser Beziehung der heutigen weit voraus. Das Radikalmittel des Häuserabtragens werde von der letzteren nicht zur Bedingung gemacht. Redner streifte zum Schluß noch kurz die für den Verkehr zwischen beiden Geschlechtern erlassenen hygienischen Verhaltungsmaßregeln. Er zeichnete die erlaubte Ehescheidung als höchst segensreich im Gesetz zur katholischen Religion, die die Trennung unmöglich mache und damit die beiden Teile zwinge, ihre weitere Lebenszeit mit dieser Sklavenkette an den Füßen weiter zu schleppen.

— In Karlsruhe hielt Oberlehrer Dr. Lewy aus Mühlhausen einen Vortrag über das Thema „Die soziale Frage und das jüdische Altertum." In demselben wurde ausgeführt, daß die soziale Gesetzung des alten Judentums reiche Fürsorge getroffen und eine ausgleichende Gerechtigkeit geübt hat nicht nur für die Mitglieder des Judentums, sondern auch denen gegenüber, die einen andern Glauben besaßen. So war eine hervorragende Bestimmung, daß der verkaufte Grundbesitz nach Verlauf von fünfzig Jahren wieder in die Hände des ehemaligen Besitzers zurückging, so daß von einem gewissen Pauperismus nicht gesprochen werden konnte. Die gesetzgeberische Verpflichtung, Darlehen ohne Zins zu geben, schuf einen gesunden wirtschaftlichen Boden. Unter den eigenen Staatsgenossen Zinsen von Darlehen zu nehmen, war direkt verboten, wie denn die Tendenz der altjüdischen Gesetzgebung darauf gerichtet war, jeden Bedürftigen zu unterstützen und ihn wirtschaftlich zu kräftigen. So ging eine Bestimmung dahin, daß in jedem siebenten Jahre die Schulden überhaupt nicht eingetrieben werden dürften. Die Nachlese auf den Aeckern gehörte den Armen und zwar ohne Unterschied der Religion. Alle drei Jahre wurde der zehnte Teil der Erträgnisse für die Armen, Witwen und Waisen abgesondert, so daß von einem „Bettel" im Sinne der heutigen Zeit nicht gesprochen werden konnte, wie sich auch im reichen Wortschatz der hebräischen Sprache ein Wort für Bettel nicht vorfindet. Nicht die Vermehrung des Besitzes sei der Grundgedanke der mosaischen Gesetzgebung gewesen, sondern die Erhaltung desselben. An einer Reihe interessanter Beispiele erläuterte Redner die von wahrer Menschenliebe und tiefer Religiosität getragene altjüdische Gesetzgebung und schloß mit dem schönen Satz: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen" und der Aufforderung, eingedenk der Väter zu sein und soziale Thaten zu vollbringen zu Ehren des jüdischen Volkes und zum Wohle des geliebten Vaterlandes.

— In Königsberg i. Pr. eröffnete den Reigen der diesjährigen größeren Vorträge am 5. d. M. Herr Doktor B. Rippner aus Glogau. Vom Vorstande des Vereins eigens hierzu eingeladen, sprach Herr Rabbiner Dr. R. im großen Saale des „Arthus Hof" vor einem überaus zahlreichen, den verschiedensten Kreisen unserer Stadt angehörenden

Publikum von Damen und Herren über: „Das Schrifttum Israels im Lichte Joh. Gottfr. Herders.“ Redner verstand es, wie kein zweiter, seine Zuhörer vom ersten bis zum letzten Worte an seine Ausführungen zu fesseln, welche reichlich eine Stunde in Anspruch nahmen und den einmütigsten, wärmsten Beifall fanden. — Allgemein wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die ebenso geistvolle wie interessante Arbeit durch den Druck auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden möge. Nach dem Vortrage vereinigten sich der Vorstand, ein engerer Kreis von Freunden und Verehrern des Herrn Doktor Rippner, — darunter auch eine Anzahl Damen, — zu einem gemütlichen Beisammensein, bei welchem manch treffliches Wort gewechselt wurde. Besonders nahmen unser Rabbiner Herr Doktor Bamberger und der erste Vorsitzende des Vereins, Herr Professor Doktor Saalschütz, hierbei Gelegenheit, den Gefühlen der Freundschaft und des Dankes gegen den hochgeschätzten Gast in warmen Worten Ausdruck zu geben. — Möge es dem Vereine vergönnt sein, den sympathischen und auch bei uns schnell beliebt gewordenen Redner in nicht allzu ferner Zeit wieder zu hören! m. n.

* a **Aus dem Ober-Elsaß.** In den Synagogen des Ober-Elsaß ist gegenwärtig eine Bekanntmachung des Konsistoriums zu Kolmar angeschlagen, wonach aus dem Vermächtnisse der verstorbenen Eheleute Weil demnächst zwei Preise von je 800 Mark zu vergeben sind, und zwar an solche Personen oder Familien, welche in den vier verflossenen Jahren durch Beweise großer Tugend, gute Führung, Gefühle von Großmut und Menschenliebe diese Zuwendung verdienen. Die Bewerber sollen ihre Gesuche innerhalb gewisser Frist dem Konsistorium zu Kolmar übermitteln. Da muß man doch fragen: wie kann es mit der großen Tugend, mit der Großmut und Menschenliebe derjenigen bestellt sein, die sich um einen solchen Preis bewerben? Hätte das Konsistorium nicht vielmehr die Pflicht, sich selbst darum zu bekümmern, wer etwa im Oberelsaß des Preises würdig ist? Sind etwa bei uns zu Lande die Konsistorien oder die Gemeindevorstände mit Amtsgeschäften überbürdet? Was geschieht denn überhaupt? Welche Verbesserungen sind seit Jahren eingeführt worden? Aber leider ist die große Menge bereits so in Gleichgiltigkeit versunken, daß sie gar nicht mehr weiß, wie trostlos die Zustände sind, und wie sie so ganz anders sein könnten. Binnen kurzer Frist finden die Wahlen für das Konsistorium des Oberelsaß statt: schon sind die Wählenlisten ausgelegt. Aber „über aller Wipfeln ist Ruh“. Die Israeliten von Kolmar haben unbegreiflicherweise das Vorrecht, daß die Mitglieder des Konsistoriums zu zwei Dritteln aus ihrer Mitte genommen werden müssen. Das ist ein schwerer Mißstand, der nicht bald genug beseitigt werden kann. Man kennt doch im Lande die Glaubensgenossen von Kolmar nicht allgemein, ein Programm stellt niemand auf. So werden viele am Wahltage zu Hause bleiben, andere werden die alten Mitglieder wiederwählen, nur darum, weil sie keine geeigneten Kandidaten in Kolmar kennen. Wenn die Regierung erfahren will, wie einmütig man in allen urteilsfähigen Kreisen des Landes den gegenwärtigen Zustand verurteilt, dann möge sie doch einmal eine freie Konferenz aus den verschiedenartigsten Elementen nach Straßburg berufen. Geschehen muß jedenfalls etwas.

Hier und dort.

— Ein Abenteurer, Jonas Jolles, genannt Pinkus Weber, ist von dem hiesigen Landgericht I wegen Führung falschen Namens, intellektueller Urkundenfälschung und Betruges zu 9 Monaten Gefängnis und Ehrverlust verurteilt worden. Der Mann hat, trotz seiner Jugend vier Frauen — nicht etwa gehabt, sondern er hat sie thatsächlich. Daß er nicht wegen Polygamie zur Rechenschaft gezogen worden, ist nicht das Verdienst des Verurteilten, sondern die Schuld unseres Strafgesetzbuches, das eine nur rituell geschlossene Ehe nicht anerkennt. Der Verurteilte war Kantor in verschiedenen kleinen Gemeinden, zuletzt unseres Wissens in Krakow in Mecklenburg.

— Sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte am letzten Sonntag der Sanitätsrat Dr. med. Isidor Julius Wohl, einer der ältesten praktischen Aerzte Berlins. Wohl hat seinen Doktortitel an der Universität Berlin erworben. Von den drei Freunden Wohls, die bei der feierlichen Promotion mitwirkten, sind zwei nachmals bekannt geworden, Ludwig Loewenthal, der als sehr geschätzter Praktiker vor einigen Jahren hier starb, und Wolfgang Straßmann, damals Kandidat der Medizin, der nachmalige Berliner Stadtverordnetenvorsteher. Ueber Lebens- und Studiengang Wohls ist dem Anhange seiner Doktorschrift das Folgende zu entnehmen: 1822 zu Berlin geboren, hatte Wohl das Mißgeschick in den Kinderjahren seine Eltern durch den Tod zu verlieren. Seiner Erziehung nahm sich neben den Anverwandten der Waisenhausleiter Baruch Auerbach an. Mit ihrer Unterstützung machte Wohl in sieben Schuljahren das Friedrich-Werdersche Gymnasium durch. 1841 bezog er zum Studium der Heilkunde die Universität Berlin, bei der er während seiner ganzen Studienzeit verblieb. Die ärztliche Praxis übt Wohl seit 1852 aus.

— Professor Lazarus, der vor mehr als vier Wochen eine vollständige Ausrenkung des rechten Armes erlitt, ist nun vom Gipsverbande befreit, doch ist die Bewegungslosigkeit und Schmerzhaftigkeit des Armes noch so groß, daß sich noch ein längeres Heilverfahren durch Massage und Anwendung elektrischer Ströme als notwendig herausstellt. Immerhin ist, trotz der augenblicklichen Angegriffenheit des Patienten, das Gesamtbefinden so vertrauenerweckend, daß Peofessor Lazarus in etwa einer Woche die verschobenen Vorlesungen an der Universität aufzunehmen gedenkt.

— Ahlwardt ist nun nach Amerika abgesegelt, um dort seine Gastspieltournee anzutreten.

— (Ein ernstes Wort.) In einem Artikel über die Rezeption der jüd. Religion schreibt der geistvolle Feuilleton-Redakteur des „Pester Lloyd“, Dr. Ad. Silberstein im Egyenlöség: „Der alte Stamm besitzt noch immer soviel Lebenskraft, daß er, trotz der über ihn hinweggegangenen Stürme, trotz des auf ihn gefallenen eisigen Reifes und trotz der erlittenen Verstümmelungen und Beschneidungen, im Walde der Menschheit stets und immer neues Laub hervorsprießen läßt. Wer weiß, wozu dieser beinahe 4000jährige Baum noch nützlich sein wird, bis zu den allerletzten Tagen der Entwickelung unserer Erde?“ Dr. Silberstein bespricht sodann die tristen Zustände Deutschlands und Oesterreichs betreffs des daselbst grassierenden Antisemitismus. Er geißelt die unwürdigen Zustände Wiens und nennt Ungarn das moderne Kanaan. Sodann schließt er mit folgenden Sentenzen: „Der Tag der ungarischen Rezeption bleibt unvergeßlich. Dies war der Tag des Regenbogens, den Gott nach der lange Jahrtausende hindurch tobenden Himmelsschlacht am noch halbbewölkten Himmel erscheinen ließ. Wir sollen so lange beten, kämpfen und dazu thun, bis sich die Wolken oberhalb der Hütten Isreals gänzlich verziehen und Gottes vieltausendjähriger Zorn auf ewig schwindet, Volk neben Volk, wie Bruder neben Bruder im ewigen Frieden leben und gemeinschaftlich den Herrn preisen werden!“

— Herr Eduard Ignace wurde zu Chef der Verwaltungs-Abteilung des französischen Marine-Ministeriums ernannt.

— Herr Eugen Kahn in Paris, Adjutant in der Marine-Infanterie, hat die Militärmedaille erhalten für „glänzende Leistungen in dem Gefecht bei Andibra, Madagaskar."

— Das Konsistorium von Paris hat Herrn Julius Franck, bis jetzt Chormeister an der Synagoge in der Rue Notre Dame de Nazareth, zum Musikdirektor der Synagogen gewählt, womit die Chorleitung an der Hauptsynagoge in der Rue de la Victoire verbunden ist. Herr Franck gehört zu den Solisten des Orchesters der großen Oper.

— Französische Journale melden von einem wichtigen Fund der neulich in Lyon gemacht worden ist. Es handelt um handschriftliche Bibel-Fragmente aus dem sechsten Jahrhundert. Bisher besaßen wir nur solche aus dem achten und dem neunten Jahrhundert, aus der nachmasoretischen Zeit, während im sechsten Jahrhundert weder Vokalisation noch masoretische Feststellung des biblischen Textes vorhanden war. Bibel-Fragmente aus jener Zeit würden daher für die Bibelkritik von der größten Bedeutung sein. Daß in christlichen Kreisen diesem Funde das weitgehendste Interesse entgegengebracht wird, wissen wir; wird sich aber vielleicht auch unter Juden jemand dafür interessieren? In der Bibelkritik, Kenntnis der hebräischen Sprache, Erforschung von Palästina und auf manchem anderen jüdischen Gebiete sind uns christliche Forscher bei weitem voraus; es wäre doch gut, wir würden nach dieser Beziehung etwas mehr Ehrgeiz bethätigen.

— Herr Adolph Reitlinger, ein Bayer von Geburt und ein Franzose durch „Adoption" ist im Alter von 56 Jahren in Paris gestorben. Im frühen Mannesalter kam Reitlinger nach New-York, wo er ein Export-Geschäft begründete, welches eins der bedeutendsten in den Ver. Staaten wurde. Er gründete später eine Zweigniederlassung seines Geschäfts in Paris (wohin er infolge seines delikaten Gesundheitszustandes zurückkehrte), und seine energischen Bemühungen, die Handelsbeziehungen zwischen Frankreich und den Ver. Staaten zu kräftigen, gewannen ihm den Dank der französischen Regierung, die ihn zum Ritter der Ehrenlegion ernannte. Als sein Gesundheitszustand ihm nicht länger gestattete, sich selbst dem Handel zu widmen, suchte Reitlinger in der Ausübung hochherziger Wohlthätigkeit und in der Pflege der schönen Künste Erleichterung und Ersatz für seine physischen Leiden.

— Sir Samuel Montagu, Mitglied des englischen Parlaments, hat dem Ausschusse des „Whitechapel liberalen und radikalen Vereins" mitgeteilt, daß er nach Schluß des gegenwärtigen Parlaments eine Wiederwahl nicht annehmen werde. Auch bei der letzten Versammlung des Vorstandes des Synagogen-Bundes gab er seinen bevorstehenden Rücktritt vom Parlament kund.

— Einige Administrationen der zentralen Gouvernements Rußlands halten an der Ansicht fest, daß sich die jüdischen Handwerker außerhalb des Rayons ihrer Ansässigkeit nur mit der Spezialität beschäftigen dürfen, in der sie eine Prüfung an den Handwerksämtern im Rayon ihres permanenten Wohnortes bestanden haben. Der dirigierende Senat ist indessen zur Ueberzeugung gelangt, daß die Juden auf Grund der bestehenden Gesetze berechtigt sind, auch außerhalb desjenigen Gebietes, in welchem ihnen der beständige Aufenthalt nicht gestattet ist, sich an einem beliebigen Handwerksamte einer Prüfung zu unterziehen und ein Attestat zu erhalten.

— Infolge einer seitens der Gouvernements-Landschaft von Jekaterinosslaw gegebenen Anregung der Frage wegen Unterstellung der örtlichen jüdischen landwirtschaftlichen Kolonien unter eine Gesamt-Administration auf der Basis der für die deutschen Kolonien des Kreises Mariapol bestehenden, hat das Ackerbauministerium gegenwärtig erklärt, daß die betreffende Maßregel nicht früher eingeführt werden könne, bis die vom Ministerium geplanten Maßregeln für genannte Kolonien zum Gesetz geworden sein werden.

— Aus Persien wird berichtet, daß der Schah im nächsten Jahre wieder eine Reise nach Europa unternehmen will. Er soll von seinem ältesten Sohne und Erben, Muzzafar Eddin, Gouverneur mehrerer Provinzen, begleitet werden, der durch Wort und That bewiesen hat, daß er ein aufrichtiger Freund der Juden ist. In einer Unterredung, die er mit den Kämpfern der jüdischen Gemeinde zu Tabriz hatte, gab Muzzafar Eddin zu verstehen, daß er während seines Aufenthaltes in Paris und London die Gelengenheit wahrnehmen wolle, um die „Alliance Israèlite Universelle" und die „Anglo-Jewish Association" zur Errichtung von Schulen für ihre Glaubensgenossen in Persien aufzufordern.

— Ein deutscher Jude hat von der persischen Regierung die Erlaubnis zum Bau einer Bahn von Teheran nach Bagdad erhalten, ferner zur Einrichtung eines Transportdienstes zwischen den beiden Städten und außerdem die Erlaubnis zum Bau und Betrieb einer zehn Meilen langen Dampf- oder elektrischen Bahn von Teheran nach den nördlich von der Hauptstadt gelegenen Ortschaften.

— Der italienische Unterrichtsminister hat eine Jüdin, Signora Noemi Levy, zur Hauptlehrerin an der Mädchenschule in Alexandria ernannt, welche von der italienischen Regierung unterstützt wird. Da Signora Levy ein Staatsamt bekleidet, wurde sie bei ihrer Ankunft in Aegypten von dem italienischen Konsul in Alexandria und von den vornehmsten Mitgliedern der italienischen Kolonie empfangen. Sie ist Verfasserin eines Handbuchs der italienischen Litteratur.

— Die Häupter der jüdischen Gemeinde zu Fez haben, unterstützt von dem Hauptlehrer der Alliance Israélite-Schule haben wirksame Maßregeln gegen eine Invasion der Cholera ergriffen, die Tanger und Tetuan heimgesucht hat. Unter den Maßregeln, die nicht direkt sanitären Charakters sind, war auch die Einrichtung einer Volksküche, wo der Arme zu jeder Tageszeit gesundes Essen und gekochtes Wasser erhält. Das Blatt „Tangier Chronicle and Marocco Gazette" sagt bei einer Besprechung der Handlungsweise der Juden von Fez: Daß Bildung und Wissen die besten Mittel zur Verbesserung der Lage des Menschen sind, ist eine alte Thatsache, die sich, wie wir hinzufügen können, während der gegenwärtig herrschenden Epidemie von neuem bestätigt hat. Das Todeskontingent der Juden war bei dieser Gelegenheit im Verhältnis zu ihrer Seelenzahl außerordentlich gering. Der Grund ist einleuchtend: sie leihen der modernen Wissenschaft ein williges Ohr und haben bewiesen, daß bei ihnen der ausgestreute Same der Erziehung einen fruchtbaren Grund findet. Ungeachtet noch bestehender alter Vorurteile, haben ihre ärmeren Klassen gezeigt, daß sie guten Willen besitzen, und daß sie die Wohlthaten der Zivilisation weit besser zu ernten wissen als dieselben Klassen der hier lebenden Europäer.

— Die Einwanderung nach Südafrika wächst, wie die Blätter melden, von Monat zu Monat; allein nach Kapstadt stieg sie von 1589 Personen im August auf 2813 Personen im September. Zumeist rekrutieren sich die Einwanderer aus deutschsprechenden polnischen Juden. Die Einwanderung geht zum größten Teile nach Johannesburg, wo die Unterkunft sehr schwierig ist, da die Bauunternehmer völlig außer Stande sind, mit dem Wachstum der Stadt Schritt zu halten.

— Personalien. Versetzt ist Herr Friedmann von Dettensee nach Kiel. — Die s. Z. von uns gemeldete Versetzung des Hrn. Chaim von Luckenwalde nach Thorn war etwas verfrüht; die Wahl des Genannten in Thorn ist erst vor wenigen Tagen erfolgt. — Die Gemeinde Inowrazlaw entläßt ihren ersten Kantor, Vater von sechs Kindern, aus dem einzigen Grunde, weil er seit 18 Jahren dort amtiert und der Vorsteher einen neuen Mann sehen und einen neuen Lecho Dodi hören möchte, — so wird uns von zuverlässiger Seite aus Westpreußen gemeldet. — Die Zahl der Studierenden an der Universität in Dorpat beträgt gegenwärtig 1064, darunter 347 oder 26,5 Juden.

Aphorismen.

28. „Ein alter Mann im Hause ist ein Schrecken im Hause; eine alte Frau im Hause ist eine Perle im Hause." (Erach. 19.) Der Spruch will doch sagen, daß ein alter Mann im Hause nichts mehr, eine alte Frau noch immer viel nützen kann, so daß jener nur eine Last, diese von mancherlei Vorteil ist. Im allgemeinen aber haben wir immer das Gegenteil von diesem Spruche gehört; denn man sagte, daß eine alte Frau in der Regel sehr zänkisch, rechthaberisch und eigensinnig sei, dahingegen alte Männer einen viel sanfteren Charakter zu haben pflegen. (Vielleicht nehmen

unsere geehrten Leserinnen, die sich schon in einem vorgerückten Stadium der Jugend befinden, hierzu Stellung.)

29. Beuge Dich vor dem Sturme, — aber hänge den Mantel nicht nach dem Winde. Im erstern Falle wartest Du nur das Ende des Orkans ab, um Dich wieder aufzurichten und weiter zu blühen und Früchte zu tragen nach Deiner eigenen Art; — im letzteren wartest Du nur von Wind zu Wind, um Dich danach zu drehen und nichts zu schaffen, was Deiner eigenen Art gehört.

30. Wenn die Flut steigt, hebt sich das Leichte nur um so mehr, und desto tiefer sinkt das Schwere. Aber jenes wird davon getragen und verschwindet, dieses behält seinen Platz.

31. „Ein Topf, der zweien gehört, ist weder kalt noch warm." (Erub. 3.) Beide Besitzer werden verschiedene Absichten haben, die sich gegenseitig aufheben, sodaß gar nichts zustande kommt. Ein Kind, das mehrere Erzieher hat, geht zu Grunde, denn jeder wird einen andern Plan mit ihm verfolgen.

32. „Drei liebt Gott: wer sich nicht erzürnt, sich nicht berauscht und nicht starrsinnig auf seiner angeborenen Weise beharrt." (Peßach. 113, 2.) Von allen Dreien wird die Selbstüberwindung geübt, und dasjenige überwältigt, wozu die Natur sie treibt. Es ist also damit ausgesagt, daß die Tugend der Selbstüberwindung eine hohe, Gott wohlgefällige ist.

33. „Das Leben Dreier ist kein Leben: das des Allzubarmherzigen, des Jähzornigen und des Trübsinnigen." (Bab. Batra 21). Diese nämlich kommen nicht zur Ruhe und zum heitern Genusse des Lebens, vielmehr ist ihr Gemüt stets bewegt und der Traurigkeit zugeneigt.

34. „Hat sich ein Irrtum eingeschlichen, so bleibt er." (Bab. bat. 21.) Nichts ist schwerer, als einen Irrtum, der einmal Platz gewonnen, wieder auszurotten. Ein jeder findet das bei sich selbst. Dessenungeachtet heißt es auch an derselben Stelle: „Der Irrtum wird sich schon von selbst verlieren," d. h. oft gewinnt ein Irrtum an Kraft und Verteidigern, je heftiger man ihn angreift, während er, falls man ihm nachsieht, sich von selbst verliert.

35. „Lasset den Betrunkenen nur gehen, er wird schon von selbst fallen." (Sabbat 32.) Es wird hiermit aufgefordert, keine Racheplâne zu schmieden, da die Strafe für den Unrecht Thuenden schon von selbst kommt und die Bosheit ihre Diener von selbst ins Verderben führt.

36. Was aus feuriger Seele kommt, zündet überall — was aus kalter Berechnung, schlägt nur geringe Wurzel.

37. Aber den Schwärmer fürchte! Er sieht verkehrt, verwechselt Licht und Schatten, und was er thut, erdrückt und verzehrt, statt aufzurichten und zu nähren.

38. „In seinem Hause ist auch der Weber ein Fürst." (Megil. 12, 2.) Es ist dies eine große Wahrheit, die namentlich für unsere Väter in den Zeiten der Bedrängnis zu großer Tröstung und Entschädigung gereichte. Alle Mißachtung draußen war vergessen im Hause, wo die Liebe und die Verehrung der Seinigen auch den Mißhandelsten umringte und ihm Ersatz gewährte. — Sonst kann der Spruch auch andeuten, daß selbst der Geringste einen Kreis hat, in welchem er herrscht, ja in welchem er selbst Tyrann ist. Es ist eine leidige Erfahrung, daß der, welcher eine drückende Behandlung erfährt oder erfahren hat, eher geneigt ist, andere zu drücken, als schonend zu sein.

39. „Bevor der Kranke noch verschied, ist der Verwalter seines Hauses schon eingesetzt." (Bab. bath. 81, 1.) Soll vielleicht bedeuten: Jedermann ist ersetzbar, so daß fast schon vor dem Tode über den Platz verfügt wird, den der Verscheidende einnahm, und bei allem Schmerze über den Verlust die Sorge für das Zeitliche nicht vernachlässigt wird.

— **Julius Stettenheim** veröffentlicht eine große Zahl von „Ein- und Zweizeilern", die, obwohl für ein christliches Blatt — nämlich für das „Kleine Journal" — geschrieben, verdienen von einem jüdischen reproduziert zu werden. Wir geben in dem folgenden eine Stichprobe:

Es giebt gewisse Jahre, in welchen der Mensch nicht gern zu Hause ist. Er fürchtet, daß das Alter kommt.

Es giebt nicht so viele Kinder und Narren, welche die Wahrheit sagen, als es Große und Weise giebt, welche lügen.

Ehren und Geld sind schon dadurch verschieden, daß Ehren viel leichter als Geld verliehen werden.

Man darf nicht vor der Zeit alt werden, weil man mit der Zeit sicher alt wird.

Es stirbt mancher, ohne das Licht der Welt erblickt zu haben.

Um jeden Menschen für genießbar zu halten, muß man ein Kannibale sein.

Auf dem Wege der Besserung findet man das schlechteste Pflaster.

Es gehört viel Geistesgegenwart dazu, den Geist der Gegenwart zu verehren.

Sollte Herr v. Hammerstein seinen Adel verlieren, so müßte dieser sofort einem bürgerlichen Verbrecher verliehen werden.

Wenn alle, die andern eine Grube graben, selbst hineinfielen, so würde es bald keine Gruben mehr geben.

Die meisten Lorberkränze bestehen aus Zeitungsblättern.

Brief- und Fragekasten.

— Auf die Frage des Herrn L. in H. im Briefkasten des Jeschurun No. 45 worauf das „Nehalto beoscho el n'we kodschecho" im Lied am Meere Bezug hat, erlaube ich mir auf das von Adolf Jellineck s. Z. erschienene בית המדרש hinzuweisen. Jellinek will dieses auf die, wie eine heilige Wohnung Israel schützende und abschließende Wolken- und Feuersäule bezogen wissen. Dieses scheint mir aber schon durch die ganze Satzbildung hinfällig zu sein. Besser und gefälliger ist die Erklärung des, immer noch zu wenig gewürdigten Kol omer K'ro von J. H. Caro, der dieses wie das Mikdosch Adaunoj konanu Jodecho mit der Thatsache erklärt: Moses glaubte, daß es nun direkt nach dem, den Owos verheißenen Lande gehe und sah beruach hakodesch die ganze herrliche Zukunft Israels gegenwärtig und in der Begeisterung verwechselt der Sänger die Zeiten und macht das zukünftige Newé kodosch zur geschehenen Thatsache und bricht jubelnd in den Ruf aus: nehalto beoscho el newé kodschecho: Mikdasch Adonoj konanu Jodescho. Dergleichen Verwechselungen passieren Jesajas und Jecheskel auch oft genug. Diese Erklärung deckt sich mit der des Rambam und der Mechilta, welche unter dem Worte newé nichts Anderes, als den Tempel verstehen. Kohn in Vallendar.

— Die Frage, ob Fasanen „koscher" sind, wird von kompetenter Seite bejaht.

— Hrn. Dr. M. L., Wien. Sie haben recht, schon im Jahre 1890 hat der Berl. Börsen-Courier am Tage der Enthüllung des Mendelssohn-Denkmals einen „Jubel"-Artikel, gezeichnet M. A. K. gebracht, der sich mit den Ausführungen des Dr. Bernfeld deckte. Es ist also schon vor Jahren versucht worden, die Mendelssohn-Legende zu zerstören. Im übrigen wollen wir jetzt den Toten ruhen lassen.

Wochen-	Nov. 1895.	Kislew. 5656.	Kalender.
Freitag . . .	29	12	
Sonnabend . .	30	13	וישלח
Sonntag . . .	1	14	
Montag . . .	2	15	
Dienstag . . .	3	16	
Mittwoch . .	4	17	
Donnerstag . .	5	18	
Freitag . . .	6	19	

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 29. November in allen Synagogen Abends 4 Uhr.

Sonnabend, den 30. November in der alten Synag. Morgens $8\frac{1}{2}$ Uhr, in den übrigen Synagogen Morgens 9 Uhr.

Predigten Vormitt. $9\frac{1}{2}$ Uhr: Alte Synag. Herr Rabb. Dr. Stier, Vorm. 10 Uhr Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Maybaum. Nachm. $3\frac{1}{2}$ Uhr: Alte Synag. Hr. Cand. Dr. M. Ehrenpreis.

Jugendgottesdienst: Nachm. $3\frac{1}{2}$ Uhr Lindenstr.-Synagoge, Herr Rabbiner Dr. Weisse.

Abendgottesdienst $4\frac{1}{2}$ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr.-Synag. Morg. 7 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synagoge Morg. $7\frac{1}{2}$ Uhr, Abends in allen Synag. 4 Uhr.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94. Exped.: Gr. Hamburgerstr. 21